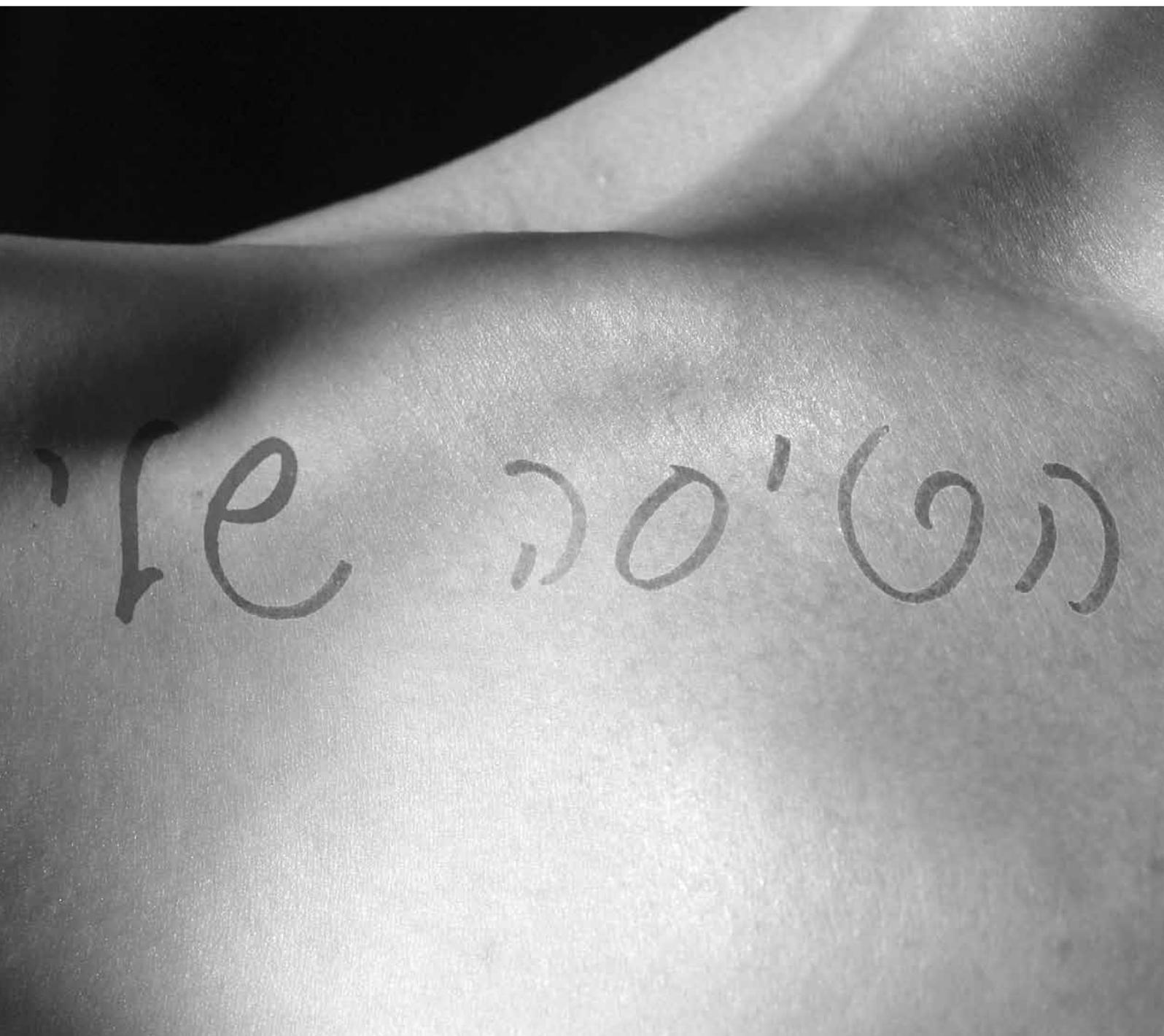


32. Jahrgang, Mai 2016
Feministisch-theologische Zeitschrift

2016 2

FAMA



Haut

Editorial



Was für Kleider trägt frau an einer Konferenz christlicher Frauen in Kairo? Beim Kofferpacken vor zwei Monaten war ich schlicht ratlos. Die Temperaturen würden schon sommerlich warm sein, doch alle Bestandteile meiner Sommergarderobe schienen mir zu weit ausgeschnitten, zu eng anliegend oder zu transparent zu sein. Die Frage nach den Prioritäten im Verhüllen forderte mich heraus! Ich war gespannt, wie unsere ägyptischen Gastgeberinnen sich präsentieren würden. Dass sie als Christinnen kein Kopftuch tragen, war mir bekannt. Auch dass sie auf aktuelle Mode grossen Wert legen, wusste ich von ihren Besuchen in der Schweiz. Ihr Umgang mit der Verhüllungsfrage erstaunte mich dennoch: Auch in Ägypten war ihre Kleidung sehr figurbetont. Leggings sind viel weiter verbreitet als bei uns. Haut jedoch war bei den meisten Frauen ausser im Gesicht und an den Händen nicht zu sehen. Das Zeigen von Haut scheint demnach tabuisierter zu sein als das Sichtbarmachen weiblicher Formen.

Haut ist offensichtlich ein Ort gesellschaftlicher Deutungen. Um gesellschaftliche Grenzen festzulegen oder zu überschreiten wird sie bedeckt oder entblösst, gebleicht oder bemalt, geglättet, gesalbt oder durchstochen. Weshalb kommt ausgerechnet der Haut eine derart grosse Bedeutung zu? Sie stellt eine Grenze im doppelten Sinn dar: Schutz gebend, abgrenzend zwischen dem Ich und der Aussenwelt, definierend durchaus auch im einengenden Sinn. Und gleichzeitig Ort des Übergangs, der Kontaktmöglichkeit, der Überwindung von Grenzen. Dann kann sie einladen zu Berührungen oder davon erzählen, was sich durch sie und über sie alles erföhlen, erfahren, erleben lässt – und was dies für Spuren hinterlässt in einem Frauenleben. Haut in vielerlei Gestalt zeigt sich auch in den Bildern der Künstlerin Heinke Torpus, die – wie schon für die FAMA 2/2010: Namen – für diese FAMA eine eigene Bildreihe geschaffen hat. Sie verbindet darin Bild und Wort, Sinnliches mit Zeichenhaftem, und schafft so neue Sinn-Bilder, die auf die vielfältigen Bedeutungsebenen von Haut hinweisen. Ihre Gedanken dazu wurden von Béatrice Bowald aufgezeichnet und sind auf dem Blog nachzulesen ^(b).

Wir danken für Bilder und Gedanken gleichermassen und wünschen Leseerfahrungen, die unter die Haut gehen.

Sabine Scheuter

Inhalt

<i>Gabriela Wild</i> «Meine Haut ist eine Sprache ..»	3
<i>Moni Egger*</i> Die alte Haut ablegen Ein Märchenmotiv	5
<i>Eske Wollrad*</i> Selbstverständlichkeiten Zur Normalität von Weisssein	7
<i>Christina Sasaki Wallimann</i> Was die Haut offenbart ^(b) Erlebnisse und theologische Einsichten	10
<i>Silvia Schroer*</i> Mit heiler Haut Die Bedeutung der Haut in der Bibel	12
<i>Angela Römer-Gerner</i> «Was für eine Frau!» Auf der Spur der Schwarzen Madonna	14
<i>Jacqueline Sonogo Mettner</i> Lebensspuren Was die Haut erzählt	16
Literatur und Forum	17

^(b) Dieser Artikel ist auf: famabloggt.wordpress.com

* Hörzusatz, Langfassung bzw. Version mit Bildern auf dem Blog

«Meine Haut ist eine Sprache ...»

Gabriela Wild

Woran erkennen Sie, dass Sie einen Menschen lieben?

Am Anfang ist das Schweigen. Fühle ich mich zu einem Menschen hingezogen, kollabiert mein Sprachsystem, Worte zerbröseln buchstäblich zu Staub oder lösen sich in Blicke auf – der Raum in meinem Kopf wird weit, und ich möchte fallen. Dann tasten, spüren, wie die Haare auf dem Unterarm sich aufrichten, Signale empfangen von dem fremden Körper, der sachte seine zwei fünf-fingrigen Erkundungsfahrzeuge losschickt. Die Signale werden an das zentrale Nervensystem weitergeleitet, in Wohlbefinden übersetzt, und in seltenen Fällen antwortet das Gehirn mit einer aussergewöhnlichen Bilderflut – einer Farbimplosion – die Haut vermittelt mir ein synästhetisches Erlebnis.

Haut ist das Kommunikationsmittel der Liebe. Die Haut ist nicht nur ein taktiles Sinnesorgan, über das wir Berührungen speichern und verarbeiten, sie vermittelt auch den Duft eines Menschen, und noch ehe wir ihn berührt haben, sagt uns die Nase, ob wir *jemanden riechen können* oder nicht.

Wie hängen Haut, Identität und Liebe zusammen? Welche Funktion hat Haut als Metapher in unserem Sprachgebrauch?

Mensch und Leben

Der metaphorische Gebrauch von Haut in der Alltagssprache ist reichhaltig und viele Jahrhunderte alt. Claudia Benthien unterscheidet grundsätzlich zwei Sinnebenen der Haut-Metaphorik. In der ersten Sinnebene steht die Haut für eine schützende oder trennende Hülle, die das Ich verbirgt, und in der zweiten hat die Haut eine stellvertretende Funktion. Sie steht für den ganzen Menschen (Person), den Leib oder das Leben. Mit *eine ehrliche Haut sein* beziehen wir uns auf einen wesentlichen Charakterzug von jemandem; *seine Haut selbst zu Markte tragen* meinte bis ins 19. Jahrhundert, dass man etwas auf eigene Gefahr hin tut. Haut kann aber auch *pars pro toto* für den Leib stehen, wie in *etwas an eigener Haut erfahren* oder in älteren Formulierungen *jemandem die Haut / das Fell über die Ohren ziehen*. Mit *Haut und Haar* geht ebenfalls auf diesen Gebrauch zurück. Heute verstehen wir darunter allgemein «voll und ganz, mit ganzer Leidenschaft». Die Redewendung stammt aus der mittelalterlichen Rechtsprechung und meinte, dass die Strafe «nur» an der Oberfläche des Körpers vollzogen werden durfte (sprich: Geißelung und Haare-Abschneiden).

Des Weiteren bezeichnet die Haut das Leben schlechthin: *um die Haut fürchten, sich seiner Haut erwehren, seine Haut retten, die Haut für etwas geben*. Im Französischen heisst ums Leben kommen «de se faire la peau», genau wie das Italienische «lasciarsi la pelle» und «fare la pelle a qualcuno» bedeutet, jemanden umzubringen. Goethe pointierte die Verknüpfung von Leib und Leben in seinem *Götz von Berlichingen*: «unsere Haut davon zu bringen, setzen wir unsere Haut daran.»¹

Wohnung und Gefängnis

Unzählige Redensarten deuten darauf hin, dass die Haut eine das Ich umschliessende Hülle darstellt. *Sich wohl fühlen in seiner Haut*, analog im Französischen «être bien dans sa peau». In der italienischen Sprache sagt man «non sentirsi nella propria pelle», das bedeutet: Nicht in seiner eigenen Haut sein. Kulturgeschichtlich steht die Haut aber nicht nur für eine schützende Hülle, sondern sie wird auch als Begrenzung und Gefängnis aufgefasst. *Nicht in der Haut eines anderen stecken wollen; nicht aus seiner Haut können*. In einer italienischen Redewendung zeigt sich das Gefangensein als Teufel in der Haut: «avere il diavolo nella pelle». Extreme Emotionen müssen sprichwörtlich die Körperhülle überwinden: *Es ist zum Aus der Haut fahren*. Im Englischen sagt jemand, der ausser sich ist, «I'm jumping out of my skin». Die Haut als Hülle oder Grenze löst analog die Vorstellung eines Kleides oder eines Hauses aus. Die räumliche Vorstellung einer Seelenwohnung kennen bereits Antike und Christentum. Benthien weist auf die etymologische Verwandtschaft von Haus und Haut hin. Haut entstand aus dem mittelhochdeutschen *hus*. «La piel que habito» (Die Haut, in der ich wohne) heisst ein Film von Pedro Almodovar aus dem Jahre 2011 und drückt im Titel die metaphorische Verknüpfung von Haut und Haus aus.

Identität

Die Haut als die Grenze *Meiner selbst* ist gleichzeitig eine Voraussetzung, dass ich mich als *Ich* erfahre. Ohne begrenzende Unterscheidung gibt es keine Identität, nicht einmal eine reale Existenzmöglichkeit. An Grenzen treten Fremdes und Eigenes, Innen und Aussen, Gegenwart und Abwesenheit auseinander. Karl Jaspers setzt *Grenze erfahren* mit *Existieren* gleich, wie Claire Horst beschreibt.² Die Grenze ist notwendige Voraussetzung der Selbsterfahrung. Die Haut bildet die Grenze zwischen Innen und Aussen. Die Haut ist ein wichtiges Medium zur Selbstwahrnehmung.

Die Haut dient auch der Identifizierung des Anderen. Wir erkennen den geliebten Menschen an seinem Duft, wir erforschen die Eigentümlichkeiten seiner Haut: Farbnuancen, Pigmentierung, Rötungen, Verhärtungen, Schwielen, Sommersprossen, Leberflecken... Die Haut eines jeden Menschen ist einzigartig. Im negativen Fall dient sie als Mittel der Stigmatisierung, zum Beispiel mittels der Hautfarbe.

Sie stellt aber auch ein positives Erkennungsmerkmal dar: Sie vermittelt ein Zugehörigkeitsgefühl. Sie kann ein Banner von Menschenwürde und Stolz, Vitalität und Lebensfreude sein. Der brasilianische Musiker Lazzo Matumbi («die Stimme Bahias») bringt dies so zum Ausdruck:

«Meine Haut ist aus Ebenholz, ist meine blosse Seele. Strahlt wie das Licht der Sonne, strahlt wie das Licht des Mondes sie trägt das Gefieder der Nacht und die Freiheit der Strasse
Meine Haut ist eine Sprache und verstehen kannst sie nur du (...)
ich bin du und das wusstest du nicht»

Liebe erinnert

Matumbis lyrische Worte bringen uns auf die Fährte der Liebe. *Meine Haut ist eine Sprache und verstehen kannst sie nur du – ich bin du und das wusstest du nicht.* Liebende überschreiten eine Grenze oder lösen bestehende Grenzen auf.

In Irena Breznás Roman «Schuppenhaut» wird die Hautkrankheit Psoriasis (Schuppenflechte) als Metapher für die Einsamkeit des Individuums verwendet, für die unerfüllte Sehnsucht nach Nähe und gleichzeitiger Abwehr gegen die Welt. Die Protagonistin, eine junge Psychologin, führt im Auftrag eines Forschungsinstitutes Gespräche mit Psoriasis-Patienten. Dabei verliebt sie sich in einen ihrer Interviewpartner und wird zur Grenzgängerin. Die besonders raue Haut des Geliebten versetzt sie in Ekstase. Der Geliebte jedoch sucht manisch nach einem Zusammenhang zwischen seinen Gefühlen und der Krankheit, er verfolgt jede Gefühlsregung auf seiner Haut, versucht die Flechtensprache zu entziffern. Mehr und mehr zieht er sich von den Menschen zurück und verkriecht sich in seiner Wohnung. Als er ganz in sich zu erstarren droht, lässt die Protagonistin ihn los. Später erinnert sie sich beim Anblick von Eidechsen am Fluss an die Liebe:

«Ich brauche nur den Blick über die Schuppen gleiten zu lassen und schon fühle ich ihre Rauheit, die sich für immer in meine Fingerkuppen festgesetzt hat. (...) Die letzte Erinnerung an dich ist die stärkste. Ich sehe dich von hinten, die Schuppen auf deinem Rücken glitzern metallisch grün in der Sonne. Meine Liebe zu dir ist kein Wirbel mehr, sondern ein feines Gewebekonzept, das nur noch dann spannt, wenn ich tief Atem hole. Aber das tue ich nicht oft und bald kommt der Winter und die Eidechsen werden sich verkriechen.»³

Bemerkenswert ist die synästhetische Verknüpfung von Auge und Haut. Beide Organe sind Träger von Erinnerungseinheiten des geliebten Menschen. Durch die Stimulierung des Erinnerungsspeichers wird der andere aktiviert. So wird beim Anblick der Eidechsenhaut die taktile Erinnerung in den Fingerkuppen wach. Ihre Liebe oder das, was von ihrer Liebe geblieben ist – bezeichnet die Protagonistin als Gewebekonzept, als eine Haut, die sich um ihren Brustkasten spannt. Konzept klingt nach Gedankenarbeit, nach Analyse, nach dem Versuch, dem schwer zugänglichen Gefühlskomplex mit rationalen Mitteln Meister zu werden – Gewebe konnotiert das nicht gänzlich kontrollierbare Wuchern und Wachsen. Gewebe als eine Haut, die als erinnerte Liebe, die Liebenden wieder hinter ihre Grenzen weist, wo sie auf ihre Einzel-Existenz zurückgeworfen sind.

Liebe und Kosmos

Laut Benthien ist die Vorstellung von der Haut als klare Grenze zwischen Einzelmenschen und Welt historisch gewachsen und alles andere als selbstverständlich. Im antiken Denken hatte man Körper und Haut als durchlässig empfunden.



Meine Macht

den. Der Körper war mit dem Kosmos und dem Mikrokosmos verbunden. Diese Idee ist mit der anatomischen Praxis mit ihren operativen Eingriffen nicht vereinbar. Daher musste der Leib erst individualisiert, begrenzt und grundlegend entmystifiziert werden. Der Zustand der Liebe knüpft an die verbindende Vorstellung der Antike an: Die Dinge um uns herum verlieren die Attribute *Mein* und *Dein* – sie lösen sich auf in einem grösseren *Unser*. Roland Barthes nannte Liebe auch einen *hautlosen Zustand*.

*Die Netzhaut
deiner Seele
fängt
die Himmel
meiner Haut*

1 Claudia Benthien, *Haut – Literaturgeschichte – Körperbilder – Grenzdiskurse*, Rowohlt's Enzyklopädie, Reinbek bei Hamburg, 2. Auflage 2001, 28.

2 Claire Horst, *Der weibliche Raum in der Migrationsliteratur*, Berlin 2007.

3 Irena Brezná, www.brezna.ch/#!schuppenhaut/zf1bb, Zugriff 28.2.2016

Gabriela Wild, geboren 1976, studierte Philosophie und Germanistik. Sie arbeitet als Deutschlehrerin und schreibt Prosa. Mit ihrer Tochter lebt sie in Luzern.



Die alte Haut ablegen

Ein Märchenmotiv

Moni Egger

Es ist Nacht. Eine alte Frau schreitet langsam vom Hügel ins Tal. Ihr Gesicht ist grau und voller Falten. Bei einem Brunnen zwischen drei Eichen bleibt die Frau stehen. Der Vollmond spiegelt sich im Wasser. Jetzt fasst sich die Frau ans Gesicht. «Sie zog eine Haut ab, die auf ihrem Gesicht lag, bückte sich dann zu dem Brunnen und fing an, sich zu waschen. Als sie fertig war, tauchte sie auch die Haut in das Wasser und legte sie dann auf die Wiese, damit sie wieder im Mondschein bleichen und trocknen sollte. Aber wie war das Mädchen verwandelt! So was habt ihr nie gesehen! Als der graue Zopf abfiel, da quollen die goldenen Haare wie Sonnenstrahlen hervor und breiteten sich, als wär's ein Mantel, über ihre ganze Gestalt. Nur die Augen blitzten heraus so glänzend wie die Sterne am Himmel, und die Wangen schimmerten in sanfter Röte wie die Apfelblüte.» (Die Gänsehirtin am Brunnen, Märchen aus der Sammlung Grimm).

Aus der Haut können

Aus der eigenen Haut können – wer wünscht sich das nicht ab und zu? Märchen nehmen das Sprachbild beim Wort und erzählen ganz plastisch, wie die Heldin oder der Held aus der eigenen Haut schlüpfte. Darunter aber kommt dann die wirkliche Haut zum Vorschein. Die abgestreifte Haut entpuppt sich als Hülle, die zwar schützen mag, aber die auch das Wesentliche verdeckt. Die Märchen zeigen, was wir im Alltag eigentlich auch wissen: Es ist eben nicht so leicht, aus der Haut zu schlüpfen. Damit ist stets ein langer und schmerzhafter Prozess der Selbstwerdung verbunden.

In einer Tierhaut

Das Ablegen einer alten oder falschen Haut ist besonders bei Märchen mit dem sogenannten Tierbräutigam-Motiv häufig. In diesen Märchen steckt ein junger Mann in der Haut eines Tieres: Frosch, Igel oder Schwein, Esel, Bär, Schlange – oder schlicht ein «Biest», wie es im vielleicht bekanntesten dieser Märchen heisst. Die falsche Haut ist Schutz und Gefängnis zugleich. Von der Verunstaltung der Haut ist der ganze Mensch betroffen, denn die Haut ist ein Beziehungsorgan. Die Tierhaut sendet das Signal an die Aussenwelt: «Komm mir bloss nicht zu nah». Metaphorisch verstanden kennen wir solche Tier-Jünglinge aus eigener Erfahrung. Im Märchen erhalten ihre impliziten Botschaften eine konkrete Gestalt: Der Held zeigt Stacheln, er grunzt oder knurrt abschreckend, gibt sich kalt und glitschig.

«Wenn du mich anschaust ...»

Genau wie die realen Jungs sind auch diese Märchenhelden hin und her gerissen zwischen Abschottung und Beziehungswunsch. Und so kommt es in den Tierbräutigam-Märchen – wie der Name des Motivs schon sagt – immer zu einer Hochzeit. Die Braut hat dabei selten etwas mitzubestimmen. Ihr Vater hat sie aus einer Notlage heraus dem seltsamen Bräutigam versprochen. Und doch kommen sich in der Hochzeitsnacht die beiden jungen Leute so nah, dass der Tierbräutigam seine Schutzhaut ablegen kann. Hans mein Igel, der Held im gleichnamigen Märchen aus der Sammlung Grimm, zeigt eindrücklich und schauerlich, dass dafür die Beziehung stimmen muss. Seine erste Verlobte geht nur widerwillig mit ihm mit. Die beiden jungen Menschen sind

miteinander komplett überfordert. Es kommt zu einer brutalen Szene: Hans zieht die Königstochter aus und sticht sie mit seinen Stacheln, bis sie blutet; danach verstösst er sie. Kein Wunder fürchtet sich seine zweite Braut vor der Hochzeitsnacht. Hans aber hat dazugelernt und weiss nun, mit seiner animalischen Seite behutsamer umzugehen. Die Königstochter ihrerseits lässt sich trotz Zögern auf die Intimität ein und erkennt im Stacheligel einen liebenswerten Mann.

Vom Tier zum Mann

Die Intimität mit seiner Frau veranlasst und befähigt Hans, seine Stacheln abzulegen. Nach einem ganzen Leben im Stachelkleid braucht es dazu aber einige Anstrengung. Hans weiss, was zu tun ist, und gibt dem König Anweisung. Er «sollte vier Mann bestellen, die sollten vor der Kammertür wachen und ein grosses Feuer anmachen, und wann er in die Kammer ginge und sich ins Bett legen wollte, würde er aus seiner Igelhaut herauskriechen und sie vor dem Bett liegen lassen. Dann sollten die Männer hurtig herbeispringen und sie ins Feuer werfen, auch dabeibleiben, bis sie vom Feuer verzehrt wäre.» Alles geschieht nach seinem Wunsch. Als die Igelhaut verbrannt ist, ist auch Hansens Körper vom Feuer versehrt. So wird er sorgsam gewaschen und gesalbt, bis seine Haut gesund ist und Hans endlich seine wahre Schönheit zeigen kann.

Frau eines Tierbräutigams

Hansens Frauen bleiben in diesem Märchen Nebenfiguren. Das liegt in der Natur der Märchen, die meist am Individuationsprozess eines einzelnen Menschen interessiert sind – für die jeweils andere Perspektive gilt es, andere Märchen zu erzählen. Gerade bei den Tierbräutigam-Märchen gibt es aber eine spannende Ausnahme dieser Regel. Nicht immer ist es nämlich richtig, die Tierhaut in oder gleich nach der Hochzeitsnacht zu verbrennen. Denn nicht immer ist das, was in der Zweierbeziehung möglich ist, bereits öffentlichkeitsstauglich. Manchmal braucht der Mann tagsüber den Schutz seiner wilden Haut. Nur nachts vor seiner Frau traut er sich, sein menschliches Gesicht zu zeigen. Wird die falsche Haut zu früh vernichtet, zerbricht die noch junge Beziehung. Im Märchen «Das Borstenkind» aus der Sammlung von Josef Haltrich jammert der Bräutigam, als er seine Schweinehaut nicht mehr findet: «Jetzt bin ich verwünscht weit weg ans Ende der Welt, und keine sterbliche Seele kann dahin gelangen, um mich zu erretten!» Die zweite Märchenhälfte erzählt uns nun die Geschichte der jungen Frau und ihres eigenen Weges zur Selbstwerdung: Sie macht sich auf, ihren Mann zu erlösen. Sieben Kleider und sieben Paar Schuhe muss sie durchtragen, bis sie mit Hilfe von Wind und Mond und Sonne ihren Mann wieder für sich gewinnen kann.

Wenn Erfahrungen unter die Haut gehen

In vielen dieser Märchen geht die falsche Haut auf das Verhalten der Eltern zurück. Bei «Hans mein Igel» ist es der Wunsch nach einem Kind um jeden Preis. Dem Vater geht es dabei nicht um den echten inneren Wunsch nach Nachkommenschaft, sondern darum, dem sozialen Druck der Peer-Group zu genügen. Der Bauer poltert: «Ich will ein Kind haben, und sollt's ein Igel sein!» Wenig später bringt die Mutter ein Kind auf die Welt, «das war oben ein Igel und unten ein Junge.» Das Igelkind ist für Prestigegewinn denk-

bar ungeeignet und erfährt darum von Geburt weg die Ablehnung seiner Eltern. Ist es verwunderlich, dass der kleine Hans sich vor so viel Abneigung mit spitzen Stacheln schützen muss?

Im eingangs zitierten Märchen «Die Gänsehirtin am Brunnen» verstösst der Vater die Lieblingstochter aufgrund seiner gekränkten Eitelkeit. Die Mutter vermag sie nicht zu schützen. So findet sie Unterschlupf bei einer weisen Alten, deren Gänse sie nun hütet. Sie hat sich eine dicke, eine alte Haut zugelegt und sieht nun aus wie eine alte, verwitterte Gänsehirtin. Ist es der Schmerz, der sie altern liess? Oder bietet die Haut Schutz vor der rauen Wirklichkeit ausserhalb des Königshofs? Schutz vor zu viel Nähe? Schutz vielleicht auch vor begehrlischen Männerblicken? Der junge Graf jedenfalls, der sie kurz vorher sah, dachte sich: «Solch ein Schätzchen, und wenn es dreissig Jahre jünger wäre, könnte doch mein Herz nicht rühren.» Natürlich finden die beiden dann doch noch zusammen – aber vorerst schlüpft die Königstochter nur im Schutz der Nacht und unter den Augen des Vollmonds aus ihrer Haut. Nur im Mondschein zeigt sich ihre wahre Haut. Doch dieser Moment ist zerbrechlich. Plötzlich knackst es in einer der Eichen und da springt sie auf «wie ein Reh, das den Schuss des Jägers vernimmt. Der Mond ward gerade von einer schwarzen Wolke bedeckt, und im Augenblick war das Mädchen wieder in die alte Haut geschlüpft, und verschwand wie ein Licht, das der Wind ausbläst.» Noch braucht sie ihre Schutzhaut als sicheren Rückzugsort.

Die falsche Haut ablegen

Wer die falsche Haut ablegen will, braucht die Sicherheit, dass die eigene Haut Schutz genug ist. Der oder die braucht das Vertrauen, dass Beziehungen möglich sind und Erfahrungen unter die Haut gehen dürfen, ohne dass dabei der Selbstwert beeinträchtigt wird.

Aus der Haut schlüpfen – das ist ein langer und schmerzhafter Prozess der Selbstwerdung. Dazu gehört die Auseinandersetzung mit sich selbst, mit eigenen animalischen Anteilen, mit der eigenen Weiblichkeit und Männlichkeit. Dazu gehört ebenso, das von den Eltern geprägte Selbstbild zu hinterfragen, was eine Ablösung von Vater und Mutter bedingt. In den besprochenen Märchen verbringen Heldin und Held für diesen Prozess viele Jahre im Wald. Sie lernen, mit der Natur und mit ihren eigenen tierischen Seiten umzugehen. Auf dieser Basis können sie sich dem anderen Geschlecht zuwenden und eine tragende Beziehung eingehen – und sich schliesslich gar mit ihren Eltern wieder versöhnen.

⑥ *Natürlich gibt es auch Märchen mit Tierbräuten. Diese sind aber anders aufgebaut als die Tierbräutigam-Märchen. Die Tierbraut ist nicht in erster Linie über ihre Haut gekennzeichnet, sondern über ihr ganzes Umfeld. Mehr dazu und Beispiele gibt es auf dem blog. Dort finden sich ausserdem «Ohrenmüsterli» aus den besprochenen Märchen.*

Moni Egger, Dr. theol., ist Märchenerzählerin und FAMA-Redaktorin.



Selbstverständlichkeiten

Zur Normalität von Weisssein

Meine Stärke

Eske Wollrad

Meine Haut ist meine Eintrittskarte, mein Visum, sie öffnet mir die Tür zu zahllosen Welten: zu der der Begabtenförderung, zur Welt der Schönheitswettbewerbe, der ungestörten Einkaufsbummel und zur Welt der «objektiven» Rassismusforschung. Meine Haut stellt sicher, dass niemand mir begeistert auf die Schulter klopf und sagt: «Sie sprechen aber gut deutsch!» Meine Haut garantiert mir, dass keine mich mitleidig fragt, ob ich denn kein Heimweh hätte – so fern der Heimat. Denn ich bin Weiss.

Festlegungen

Den Begriff «Weiss» schreibe ich gross, um zu verdeutlichen, dass es sich um eine konstruierte Kategorie handelt, die in Körper hinein gelesen wird. «Schwarz» schreibe ich aus einem anderen Grund gross: Es handelt sich um eine politische Kategorie, die sich auf all diejenigen bezieht, die – ganz unterschiedliche – Rassismuserfahrungen machen. Weisse sind Menschen, die sich nicht mit Rassismus auseinandersetzen müssen, und Weisssein ist eine flexible politische Kategorie, die den Anspruch auf Privilegien und Macht bestimmter Menschen legitimieren soll.

Ich kann nur sehen, was ich schon weiss

Seit der Aufklärung galt der menschliche Körper als sichtbarer Beweis für geistige und seelische Eigenschaften – man vermeinte, «sehen» zu können, wer intelligent, zivilisiert, wer dumm und wild war. Immanuel Kant schrieb: «Kurzum, dieser Kerl war vom Kopf bis auf die Füsse ganz schwarz, ein deutlicher Beweis, dass das, was er sagte, dumm war» (Kant 1764). Der Weisse Körper repräsentierte nach Kant «selbstverständlich» das Gegenteil, nämlich das Maximum an Tugend und Moral: «Die Menschheit ist in ihrer grössten Vollkommenheit in der Race der Weissen» (Kant 1757). Der Weisse Körper erzählte die Geschichte von allem Edlen, von Intelligenz, Weisheit, von Zugehörigkeit und auch von Wohlstand.

Vor drei Jahren weigerte sich eine Angestellte einer Nobelpoutique in Zürich, einer gut gekleideten Kundin eine Tasche im Wert von 35.000 Euro zu zeigen mit der Begrün-

dung, die Tasche sei zu teuer für sie. Woher wusste die Verkäuferin, dass die Kundin nicht genug Geld haben würde? Weil sie es *gesehen* hat. Die Kundin war nämlich Schwarz. Der Vorfall wurde nur bekannt, weil es sich bei der Kundin um Oprah Winfrey handelte, eine der reichsten Frauen der Welt.

Die Verkäuferin hat gelernt, Geschichten in Körper zu lesen – das muss geübt werden. Menschen müssen erst einmal lernen, Weisse als Weisse, Schwarze als Schwarze zu erkennen, denn es gibt keine Hautfarben. Die Farbforschung lässt keinen Zweifel daran, dass menschliche Haut vielleicht als rötlich, gelblich, bräunlich oder gräulich beschrieben werden kann, aber mit der Farbe hat sie nichts zu tun. Bestimmte Menschen als «Weiss» oder «Schwarz» zu bezeichnen, müssen wir üben. Kinder werden trainiert, von dem, was sie sehen, zu abstrahieren, und Hauttönungen mit den Farben in ihren Tuschkästen in Verbindung zu bringen. Und im deutschsprachigen Raum lernen sie viele Begriffe für die «anderen Hautfarben», nur eine braucht offenkundig kein Wort, weil sie die Norm – das vermeintlich «Normale» – darstellt: Weiss.

Die Erfahrung des «nicht»

Für das Normale braucht es keine Worte: Wenn von der Nachbarin die Rede ist, wissen wir, dass sie Weiss ist – weil es niemand sagt. Die Polizei fahndet nach einem Flüchtigen «mit südländischem Aussehen» – von Flüchtigen mit «nordländischem Aussehen» ist nie die Rede.

Weisssein hat keinen spezifischen Inhalt, es markiert eine Leerstelle und kann – wenn überhaupt – nur negativ über das definiert werden, was es nicht ist: nicht exotisch, nicht sexuell, nicht anders. Die Weisse Erfahrung ist die des «nicht»: nicht beim Bummel durch das Kaufhaus misstrauisch vom Kaufhausdetektiv beäugt, nicht in der U-Bahn beschimpft, nicht ständig von der Polizei nach dem Ausweis gefragt zu werden. Als Weisse kann ich ungehindert Rassismusforschung betreiben, ohne dass mir jemand unterstellt, ich sei «betroffen» und könne folglich nicht «objektiv» urteilen.

Diese Erfahrung des «nicht» ist ein Privileg – ein unverdienter Vorteil gegenüber allen, die als nicht-Weiss definiert

werden. Die Weiße US-Amerikanerin Peggy McIntosh beschreibt ihre Privilegien folgendermassen:

«Ich kann den Fernseher einschalten oder die erste Seite der Zeitung aufschlagen und Menschen meiner Hautfarbe überall repräsentiert sehen. [...] Wenn man mir von der Geschichte unseres Landes oder von der «Zivilisation» erzählt, wird mir gezeigt, dass es Menschen meiner Hautfarbe waren, die es zu dem gemacht haben, was es ist. [...] Ich kann mit vollem Mund sprechen, ohne dass jemand dies meiner Hautfarbe zuschreibt. [...] Ich werde nie aufgefordert, für alle Menschen meiner rassischen Gruppe zu sprechen.»¹ Die Weiße Erfahrung bedeutet in jedem Fall dies: dazu zu gehören, sich nicht rechtfertigen zu müssen für die eigene Anwesenheit, beheimatet zu sein.

Die stumme Norm

Der Normativitätsforschung zufolge ist eine Norm dann am stärksten verankert, wenn sie vollständig entnannt ist, d.h. es entweder kein Wort für sie gibt oder dieses Wort nicht verwendet wird. Eine Norm ist dann so normal, dass ihre Entnennung gar nicht auffällt. Entnennung im Hinblick auf Weissein findet sich beispielsweise in wissenschaftlichen Texten. So erklärt die Soziologin Elisabeth Beck-Gernsheim, wer in Deutschland, den USA und Grossbritannien als normativ einheimisch gilt: «der Normaldeutsche, der weisse US-Amerikaner, der weisse Brite»². Nur in Bezug auf den eigenen Kontext Deutschland ist in dem «Normalen» Weissein bereits enthalten.

Der Pädagoge Manfred Huth schreibt: «Deutsch zu sein heisst, nie erlebt zu haben, von anderen nur aufgrund des Aussehens angespuckt, beleidigt, verachtet, lächerlich gemacht, übersehen, negiert und dadurch in der eigenen Existenz vernichtet zu werden.»³ Was Huth hier beschreibt, ist das Erleben *Weisser* Deutscher, denn nur Weiße Deutsche erfahren diese Formen von Gewalt nicht. Auch hier ist Weissein entnannter Bestandteil von Deutschein.

Weisseinsforschung im deutschsprachigen Raum

Weisseinsforschung existiert schon seit Jahrhunderten. Die afro-deutsche Schriftstellerin und Aktivistin Noah Sow betont: «Schwarze Menschen haben aus Überlebensnotwendigkeit schon vor ein paar hundert Jahren überall auf der Welt kritische Weisseinsforschung betrieben, indem sie die Verhaltensweisen und sozialen Realitäten weisser Menschen benannten und analysierten.»⁴ Diese Analysen wurden nur lange nicht in breiteren Öffentlichkeiten zur Kenntnis genommen. Das hat sich geändert, denn seit den 1980er Jahren gibt es Publikationen: Mitte der 1980er Jahre erschien die Anthologie «Farbe bekennen», in den 1990er Jahren eine Reihe von autobiografischen Büchern von Schwarzen Deutschen und 2005 der Band «Mythen Masken und Subjekte»,

der sich in unterschiedlicher Weise mit der Normativität von Weissein auseinander setzt.

Diese Dekonstruktion *Weisser* Normalitäten ist es, die Weissein als Norm in die Krise gebracht hat. Schwarze Wissensproduktion schwächt Weissein, indem es als spezifisch, partikular und als Objekt von Analyse erscheint. Mit anderen Worten: Weissein ist nicht mehr der unbenannte Markierer – der «unmarked marker» –, sondern wird selbst kritisch untersucht. Die afrikanisch amerikanische Schriftstellerin und Nobelpreisträgerin Toni Morrison beschreibt diese Veränderung als einen Blickwechsel: «Mein Projekt ist das Bemühen darum, den kritischen Blick vom rassischen Objekt zum rassischen Subjekt zu wenden; von den Beschriebenen und Imaginierten zu den Beschreibenden und Imaginierenden; von den Dienenden zu den Bedienten.»⁵ Der Blickwechsel zielt darauf, die Aufmerksamkeit von den Bebilderungen der sogenannten «Anderen» auf diejenigen zu richten, die diese Bilder herstellen.

In der universitär etablierten Rassismusforschung steht dieser Blickwechsel noch aus, denn meist wird dort Rassismus als ein Bestandteil von Rechtsextremismus und somit als Phänomen einer gesellschaftlichen Randgruppe definiert. Diese richte sich gegen «Fremde» bzw. «Ausländer_innen». Eine solche Engführung verstellt den Blick auf Rassismus als einer Grundstruktur der gesamten Gesellschaft und verschweigt, dass Rechtsextreme nicht notwendig auf Ausländer_innen losgehen (das könnten ja auch Weiße Holländer_innen sein), sondern auf solche, die ausländisch (also «nicht-Weiss») *aussehen*.

Weissein erlangen und verlieren

Weissein hat nichts mit Hautfarbe zu tun, wohl aber mit Macht und Privilegien. Wer zur privilegierten Gruppe der Weissen gehört, ist Verhandlungssache und von den je spezifischen sozioökonomischen Bedingungen einer historischen Situation abhängig. Weissein ist somit kein festgelegter und unverlierbarer Bestandteil von Körper und Identität, vielmehr kann es – sogar im Verlauf einer individuellen Biographie – aufgezwungen, verloren oder erkämpft werden. Zwei Beispiele aus dem 19. und 20. Jahrhundert illustrieren die Flexibilität von Weissein: Europäische «Rasse»forscher des 19. Jahrhunderts sahen sich mit der ärgerlichen Tatsache konfrontiert, dass die Pyramiden in Ägypten liegen. Ärgerlich waren deshalb, weil «Rasse»theorien behaupteten, Afrikaner_innen wären zu keiner Intelligenzleistung fähig, die Pyramiden aber gerade Ausdruck sehr hoher Intelligenz waren. Wie konnte dieser Widerspruch gelöst werden? Anstatt rassistische Theorien zu revidieren, machten die «Rasse»forscher kurzerhand alle Ägypter_innen zu Weissen: Sie seien eigentlich der «kaukasischen Rasse» zuzuordnen, die «natürlich» über die mathematische Genialität verfügte, die Pyramiden zu schaffen. Nur die niederen Arbeiten seien von Schwarzen ausgeführt worden. Das Weissmachen der ägyptischen Bevölkerung ermöglichte die ideologische Abtrennung Ägyptens von Afrika und die Aufrechterhaltung der Lüge von der Weissen Überlegenheit.



In Deutschland gilt seit jeher die Gleichsetzung von Deutschsein mit Weissein, sie geriet jedoch während des deutschen Kolonialismus ins Wanken: Etliche Weisse deutsche Kolonialisten heirateten indigene Frauen und hatten Kinder mit ihnen, d.h. diese Frauen und ihre Kinder waren nach dem Gesetz deutsche Staatsbürger_innen. Die Reichsregierung empfand das als Skandal, und so wurde zum Beispiel in «Deutsch-Südwestafrika» (Namibia) 1905 flugs ein «Mischehenverbot» ausgesprochen und alle zuvor geschlossenen Ehen annulliert, denn durch die Anerkennung der Existenz Afro-Deutscher «wird nicht nur die Reinhaltung deutscher Rasse und Gesittung hier, sondern auch die Machtstellung des weissen Mannes überhaupt gefährdet.»⁶ Den Weissen Deutschen Männern, die mit Schwarzen Frauen verheiratet waren, wurden sämtliche bürgerlichen Ehrenrechte (Wahlrecht, Recht auf Erwerb von Grundbesitz und auf staatliche Hilfen) aberkannt, und man schloss sie vom gesellschaftlichen Leben der Kolonie aus. Die «Machtstellung des weissen Mannes» hatten sie damit verloren – sie waren nun weniger als Weiss. Die Proteste gegen die Annullierungen führten dazu, dass die Kolonialregierung über Alternativen nachdachte: Wenn Schwarze Deutsche als deutsche Staatsangehörige gelten sollen, Deutschsein aber Weissein beinhaltet, dann könnte man «Farbigen, welche nach Erziehung, Lebenshaltung und Charakter es verdienen, die Eigenschaft eines Weissen»⁷ verleihen. In einigen Fällen wurde auch so verfahren: Afrodeutsche Ehefrauen und ihre Kinder wurden zu «Weissen ehrenhalber». Der Mythos der Weissen Überlegenheit war eine zentrale Legitimationsstrategie, um koloniale Gewalt, Ausbeutung und Genozide an Indigenen zu rechtfertigen. Es ging nicht um «Hautfarbe», sondern um Macht. Welche Rassismen und welche spezifischen Konstruktionen von Weissein zum Tragen kamen, war je nach Kolonie unterschiedlich. Heutige Forschungen fragen dabei auch nach kolonialen Echos in jenen Ländern, die formal keine Kolonialmächte waren – so auch die Schweiz. Kontrovers wird diskutiert, ob die Schweiz als «heimliches Imperium» und ihre internationalen kapitalistischen Unternehmungen als «verdeckter Kolonialismus» zu bezeichnen sind oder von einer «postkolonialen Schweiz» die Rede sein kann.

Feminismus und Geschlecht als massgebliche Kategorien

Weisse Feministinnen haben vor langer Zeit damit begonnen, die Norm des Mann-Seins zu kritisieren und die Kategorie «Geschlecht» als gesellschaftlich hergestellte zu analysieren, allerdings bedeutete dies nicht automatisch ein Bewusstsein für die Normalität von Weissein. Dabei gibt es heute in der Genderforschung kaum einen Ansatz, der Intersektionalität – also das Ineinander verschiedener Kategorien wie Geschlecht, Klasse, «Rasse» etc. – nicht zum Thema macht. Oftmals bleibt der Bezug auf Rassekonstruktionen und Rassismus auf der theoretischen Ebene ohne Bezug auf die Frage, was Rassismus mit der eigenen Weissen Sprechposition zu tun hat. Wie prägt Weissein meinen Blick, meine Sprache und meine Beziehungen? M.E. arbeiten weisse Teile des Weissen deutschsprachigen Feminismus mit der Überzeugung, Geschlecht sei die massgeblichere Kategorie. Alice Schwarzer stellt fest: «Nichts, weder Rasse noch Klasse, bestimmt so sehr ein Menschenleben wie das Geschlecht.» Damit sagt Schwarzer auch, dass ihr Weissein und ihr Wohlstand ihr Leben nicht so sehr bestimmen wie ihr Frausein. Die Aspekte «Rasse» und Klasse in den (diskur-

siven) Hintergrund rücken zu können, ist ein Privileg, über das nicht alle Frauen verfügen.

In der Schwarzen feministischen Wissensproduktion gibt es keine massgeblichere Kategorie, vielmehr setzt sie voraus, dass Geschlecht, «Rasse», Klasse wie auch weitere Kategorien gleichermaßen Einfluss haben, wobei in bestimmten Situationen ein bestimmter Aspekt mehr im Vordergrund stehen mag als ein anderer. Die Weigerung vieler Weisser Feministinnen, ihr Weissein ebenso ernst zu nehmen wie ihr Geschlecht, führt dazu, dass Schwarze Feministinnen Weisse Frauen meist nicht als potentielle Bündnispartnerinnen wahrnehmen, sondern eher als loyale Mitglieder des Weissen Bündnisses, die ein gewisses Mass an Privilegien besitzen und diese im eigenen Interesse verteidigen.

Chancen für Veränderungen

Schwarze Wissensproduktion als Expertise für Weissein ernst zu nehmen und zu studieren, bedeutet für Weisse, vertraute Pfade zu verlassen. Annita Kalpaka betont: Das «Erkennen der eigenen Eingebundenheit in ausgrenzende Strukturen kann schmerzhaft sein und das eigene Selbstbild ins Wanken bringen. Es eröffnet aber auch Chancen für veränderndes Handeln.»⁸

Wenn Weisse sich kritisch mit Weissein auseinandersetzen, geht es nicht um die Kultivierung von Schuldgefühlen oder um Selbstanklagen – im Gegenteil! Es geht um das Verstehen einer Struktur, in die wir hineingeboren wurden, um das Begreifen einer gewaltvollen Realität, die wir nicht hinnehmen müssen. Und es geht um veränderndes Handeln, welches bezeugt, dass Rassismus nicht das letzte Wort hat.

1 Peggy McIntosh, White Privilege. Unpacking the Invisible Knapsack, 1988, dt.: <http://sanczny.blogspot.eu/2012/10/01/white-privilege-den-unsichtbaren-rucksack-auspacken>.

2 Elisabeth Beck-Gernsheim, Wir und die Anderen. Kopftuch, Zwangsheirat und andere Missverständnisse, Berlin 2007, 170.

3 Manfred Huth, Hilfen für den Unterricht. Bildung und Erziehung interkulturell/antirassistisch, Baltmannsweiler 1997, 19.

4 Noah Sow, Deutschland Schwarz Weiss. Der alltägliche Rassismus, Hamburg 2008, 274.

5 Toni Morrison, Im Dunkeln spielen. Weisse Kultur und literarische Imagination, Reinbek 1992, 125.

6 Gouverneur Friedrich von Lindequist (Deutsch-Südwestafrika) an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts, 23.10.1905, zitiert nach: Fatima El-Tayeb, Schwarze Deutsche. Der Diskurs um »Rasse« und nationale Identität 1890 – 1933, Frankfurt a. M. 2001, 93.

7 Gouverneur Friedrich Seitz an das Reichskolonialamt, 17.11.1913, zitiert nach Tayeb, Schwarze Deutsche, 97.

8 Annita Kalpaka, Wie die Elefanten auf die Bäume kommen. Chancen interkulturellen und pädagogischen Handelns in der Einwanderungsgesellschaft, Villigst 2004, 33.

⑥ Mehr zu Postkolonialismus im erweiterten Beitrag von Eske Wollrad auf dem FAMA-Blog.

Dr. Eske Wollrad ist ev. Theologin und Geschäftsführerin des Evangelischen Zentrums Frauen und Männer gGmbH. Sie hat zu afrikanisch-amerikanischer feministischer Theologie promoviert.

Was die Haut offenbart

Erlebnisse und theologische Einsichten

Christina Sasaki Wallimann

① Über die Haut – und wie sie auf der darunterliegenden Knochenstruktur eines Menschen aufliegt – bestimmen wir einander. So kategorisieren wir automatisch nach Geschlecht und Rasse (race). Wenn es uns nicht gelingt, auf Anhieb das Geschlecht oder die Rasse von jemandem zu bestimmen, macht uns dies neugierig, meist aber unwohl.

Erste Erfahrungen in der Schweiz

Als ich vor mehr als zehn Jahren in die Schweiz kam, wurde mir schnell klar, dass mich die Leute nicht einordnen können. Mein Ehepartner Thomas hingegen glaubte nicht, dass Rasse für SchweizerInnen eine Rolle spiele. Ich schlug ihm deshalb vor, meine Herkunft bei der nächsten Begegnung nicht gleich zu klären. Als uns die Nachbarin eines Tages über den Gartenhag hinweg grüsste, wartete Thomas wie abgemacht zu, meine Nationalität zu klären. Erst als sie hörte, dass ich aus den USA komme, lockerte sich ihr Gesichtsausdruck gut sichtbar – deutlich ausdrückend: «Oh, du bist also normal.» Wir reagieren auf die Haut wie auf ein Bild, das unser Auge aufnimmt und automatisch im Gehirn auf der Grundlage der erhältlichen Informationen – unseren Erfahrungen und Annahmen – verarbeitet. Daher war meine Nachbarin beruhigt, als sie um meine Herkunft wusste.

Wie Haut wirkt

In den ersten drei Primarschuljahren war ich in der ganzen Schule die einzige Person mit euroasiatischen Wurzeln. Weil mich alle fragten, ob ich Native American sei, begann ich mich für die Geschichte der amerikanischen UreinwohnerInnen zu interessieren. Während meines Theologiestudiums in Kalifornien passte ich zu den 1'295'243 amerikanischen EinwohnerInnen mit asiatischen Vorfahren. In Alaska war ich eine Alaska Native (Ureinwohnerin), in Mexico eine Mexikanerin, in Jordanien eine Araberin und in Israel eine potentielle Terroristin. Aufgrund meines Aussehens hatten die verschiedenen Menschen je nach Vorannahme unterschiedliche Vorstellungen darüber, wer ich bin. In keinem der Fälle war ich die, die ich bin oder wie ich mich selber bestimme. Automatisch zu kategorisieren ist etwas Natürliches, sogar eine Form von Überlebensinstinkt. Wir alle machen es, können gar nicht anders. Nicht die instinktive Reaktion ist problematisch, sondern was danach geschieht: wie sich diese Reaktion auf unser Verhalten auswirkt.

Analphabetische Ausländerin oder?

Ich wollte eine Weihnachtslichterkette zurückgeben. Auf der Schachtel stand «10m» – doch die Kette war lediglich 5 Meter lang. «Nein, das können Sie nicht zurückgeben. Sie können wohl nicht lesen», schimpfte die Frau beim Kunden-

dienst. Als Thomas die Kette am folgenden Tag zurückbrachte, wurde sie anstandslos zurückgenommen. Demnach war ich eine analphabetische Ausländerin.

Als ich als Schülerin vor dem Schulweg meine Haare zöpfelte, wusste ich, dass mir jemand diese Frage stellen würde. Am Mittag wartete ich in der Reihe auf das Essen. Da kam ein weisshäutiges Kind auf mich zu und fragte: «Bist du Indianerin?» Ich antwortete: «Ja». «Cool», antwortete der Bub. Demnach war ich eine Native American.

An einem frühen Morgen im Oktober 1986 überquerte unsere Studiengruppe die Grenze von Jordanien nach Israel. Zwei aus unserer Gruppe wurden beiseite geführt und einer speziellen Kontrolle unterzogen: Laura mit libanesisch-europäischer Herkunft und ich. Später erfuhr ich von einem Anschlag japanischer Terroristen auf den Flughafen von Tel Aviv im Mai 1972, der vielen Menschen das Leben gekostet hatte. Demnach war ich eine potentielle japanische Terroristin.

Enthüllte Machtverhältnisse

Was ist hier los? Die Assoziationen mit meiner Haut, ihrer Farbe und Form sind automatisch mit Annahmen und Urteilen verbunden, dies immer in einem Kontext von Machtverhältnissen. So wurde ich im Laden und in Israel negativ beurteilt und konnte mein Schicksal nicht beeinflussen bzw. war in Israel den Grenzbeamten ausgeliefert. Hier habe ich keinen Machtanspruch. In der Primarschule hingegen erfuhr ich Wertschätzung und Respekt und dadurch einen speziellen Machtanspruch. Wenn wir auf der Basis dieser Urteile und Machtverhältnisse handeln, ist dies Ausdruck von «Hautpolitik»! Sie herrscht vor allem dort, wo der Zugang zu sozialen, politischen oder kulturellen Räumen und Privilegien Macht definiert.

Wenn ich jemandem ähnele, die nicht zur bevorzugten Gruppe gehört, dann bleibt mir der Zugang zu Privilegien verwehrt oder ich werde gar als Mensch entwertet. 1994 geriet ich auf einer Autofahrt versehentlich in ein Ku-Klux-Klan Treffen (rassistisch motivierte, gewalttätige Vereinigung in den USA). Hätte uns der Wagen mit den drei bewaffneten Insassen erwischt, hätte mein Leben zu Ende sein können. Indem diese Leute mich über meine Haut definierten, hatten jene, die uns verfolgten, die Macht, mein Leben wertlos zu machen. Wenn ich aber vom Aussehen her zur bevorzugten Rasse gehöre, gewinne ich an Macht. Das öffnet Räume, die andern, «outsidern», nicht zugänglich sind. Alaska Natives luden mich, weil ich ihnen glich, oft in ihre privaten kulturellen Räume ein – Räume, in die sie selten Menschen mit weisser Hautfarbe einluden. Als Teil einer erwünschten Gruppe durchzugehen oder Angehörige dieser Gruppe zu sein, ist eine Form von Machtanspruch durch Akzeptanz. Meine Schweizer Nachbarin empfand mich gewiss als erwünschter wie auch mein Primarschulkollege.

Von der Oberfläche zum Inneren

Hautpolitik bestimmt die Grenzen unseres Körpers, unserer Leben und Beziehungen, bis hin zu unseren Gesellschaftsstrukturen. Man kann zwar sagen, dass Haut keine Grenzen schaffen soll. Doch wir können unsere Haut nicht loswerden – also müssen wir daran arbeiten, uns unsere Annahmen und Urteile sowie die Machtverhältnisse bewusst zu machen, damit wir andere Entscheide treffen, wie wir mit andern umgehen. Dazu reicht guter Wille nicht, sondern dies erfordert harte Arbeit an sich selbst.

Als euroasiatische Theologin betrachte ich Haut aus zwei Perspektiven – einer spirituellen und einer politischen. Auf der einen Seite glaube ich, dass wir alle gleich sind, geschaffen nach Gottes Abbild – und doch zeigt die Hautpolitik, dass wir alle ganz verschieden voneinander sind. Wie bringen wir diese widersprüchlichen Perspektiven zusammen? Ein Gedicht des japanischen spirituellen Lehrers Matsu Bashō und eines, das mir der alte japanisch stämmige Amerikaner Roy Sano erzählte, zeigen einen Weg.

«Teich – Frosch springt, Klang des Wassers.»
«Ich zeige mit meinem Finger – du findest den Mond.»

Heimat unter der Haut

Beide – Frosch wie Finger – sind wie die Haut. Sie weisen auf eine tieferliegende Wahrheit, sind sie aber nicht schon selber. So lässt sich aus allen meinen Geschichten die Wirkung von Hautpolitik heraushören. Was man aber nicht hören kann ist, wie mich meine Erfahrungen zu einer tieferen Wahrheit über Heimat führten. Meine Erkundungen zu Heimat begannen mit Europäisch-Japanisch-Amerikanischer Geschichte und den Geschichten meiner Hewitt-, Ball-, Sasaki-, Kishi-Familien. Erstaunlicherweise lernte ich mich dadurch zwar als spezifisches, aber letztlich doch zur «Menschenfamilie» gehörendes Wesen kennen. Ironischerweise begegnete ich meiner Menschheit, weil die Leute, mit denen ich in Kontakt kam, mich über meine Haut einordneten – nicht über mein Menschsein. Haut ist die physische Grenze, wo das Ich aufhört und das Du beginnt. Diese Grenze kann zu einer Grenze werden, die uns von einander isoliert, oder aber eine Schwelle darstellen, über die wir uns gegenseitig in die andere Heimat einladen und besuchen können.

SchweizerIn sein

Als ich am 1. August 2003 in der Schweiz ankam, grüßte mich ein brennendes Kreuz am Pilatus. Ich wunderte mich, was es bedeutet, SchweizerIn zu sein, und begann, danach zu fragen. Überraschenderweise bekam ich zur Antwort: «Ich bin nicht SchweizerIn, ich bin Obwaldner, Zürcherin, Walliser ...» Also gibt es in der Schweiz keine SchweizerInnen? Wie sollte ich mich denn wie verlangt «integrieren» (können)?

Doch die Schweiz zur Heimat zu machen, verlangt für mich mehr als Integration, Lernen der Sprache und kulturelle Erwartungen zu erfüllen. Es verlangt eine gegenseitige Anstrengung, in der *du und ich* uns gegenseitig engagieren, Grenzen als Schwellen zu überschreiten. Es heisst unter die Haut zu gehen. Zuerst müssen wir in die Welt unter unserer eigenen Haut blicken, die Geschichten kennenlernen, die von unserer einmaligen Identität und Heimat erzählen – und wir müssen fähig werden, diese Ge-

schichten einander zu erzählen. Durch dieses gegenseitige Erzählen kann sich Verantwortlichkeit gegenüber der je andern Heimat entwickeln. Auf diese Weise bauen wir Brücken zu jenen, die anders sind als wir, und die – wie beim Erzählen der biblischen Geschichten – jüdische und christliche Identität weitergeben.

Identität, Heimat, Religion

Auf dem Hintergrund dieser Traditionen kann der Austausch unserer Identitäts-/Heimatgeschichten als theologischer Akt verstanden werden. Unter unserer Haut und hinter den Urteilen, Machtverhältnissen und allem Trennenden liegen Geschichten, die, wenn wir sie einander erzählen, uns alle als Menschen, als Abbilder Gottes verbinden.

Aus dem Englischen übersetzt von Thomas Wallimann-Sasaki.

Literatur:

«Race, History Theology: Layers of an American Identity» (1997): In ihrer Masterarbeit beschäftigte sich Christina Sasaki mit multirasischer Identität als Grundlage für theologische Sinnbildung.

Christina Sasaki Wallimann ist aus den USA, Theologin mit einem Master in Seelsorge und in kontextueller Theologie. Sie arbeitet als unabhängige Beraterin für kath. Pfarreien und in Entwicklungsprojekten für Gemeinden und nationale Identität.

Mein Wort



Mit heiler Haut

Die Bedeutung der Haut in der Bibel

Silvia Schroer

Die Haut gehört zu den grundlegenden und zentralen Merkmalen des Lebendigkeit. Dabei unterscheidet die hebräische Sprache nicht zwischen der menschlichen Haut und dem Leder oder Fell oder gar Panzer eines Tieres, das Wort *cor* bezeichnet praktisch alle «Aussenhüllen» lebendiger Wesen. Dass die Haut wie das Fleisch zur Grundbeschaffenheit der Menschen gehört, wird in der berühmten Auferweckungsvision in Ezechiel 37 sehr anschaulich. In fast makabrer Weise wird die Neuschöpfung Israels als eine Wiederbelebung von Skeletten beschrieben. Nachdem die Knochen der Toten sich auf Gottes Wort hin sortiert haben, erkennt der Prophet, wie sich Sehnen und Fleisch und schliesslich Haut über sie ziehen (Ez 37,8). Hiob erinnert daran, dass Gott ihn mit Haut und Fleisch umgeben habe (Hi 10,10), dass er also ein Mensch ist.

Krankes Hautkleid

Gerade im Hiobbuch, aber auch in den Klageliedern, finden sich umgekehrt viele höchst anschauliche Beschreibungen, wie sich Krankheit und Tod am Zustand der Haut eines Menschen abzeichnen. Wund, zerrissen, zerschlagen, ja schwarz ist die Haut des Schwerkranken, des Todgeweihten. Nur noch Haut und Knochen zu sein, beklagen auch Psalmbeter (Ps 102,6). Soweit können wir diese alttestamentlichen Schilderungen mit unseren Erfahrungen ganz gut zusammenbringen. Offene, nicht mehr heilende Wunden stellen bis heute ein grosses Problem in der Krankenpflege dar. Am Zustand der Haut zeichnet sich die Gesamtbefindlichkeit mancher PatientInnen ab. Es braucht wenig Phantasie, sich vorzustellen, um wieviel mehr Verwundungen, Wundfieber, Wundsein, aber auch eigentliche Hautkrankheiten Menschen quälten und beschäftigten, die ohne unsere medizinischen Mittel auskommen mussten.

Rein oder unrein?

Das Alte Testament widmet sich der Haut allerdings noch in einem anderen Zusammenhang, der für uns eher befremdlich ist. Die Haut ist ein zentrales Thema der Reinheitsvorschriften im Buch Levitikus. Das ganze Kapitel 13 beschreibt im Detail Hautveränderungen verschiedenster Art, Schwellungen, Ausschlag, Hautmale, aber auch Brandwunden und -narben, darunter offenbar krankhafte wie nicht krankhafte. Alle diese Erscheinungen, die nach Typen geordnet sind, werden unter dem Begriff *saracat*, «Aussatz», zusammengefasst. Längst wissen wir, dass damit nicht die Hansen'sche Krankheit, die Lepra, gemeint ist, die frühestens in der hellenistischen Zeit in die Region eingeschleppt wurde. Über-

haupt geht es in Levitikus 13 nicht primär um Krankheitsbilder, sondern um Anomalien.

Codierte Merkmale

Die Priester in Israel verwalteten ein ganzes System von Reinheitsvorschriften und den Umgang mit Unreinheit bzw. Methoden der Reinigung. Etliche Hautveränderungen, die eine Uneinheitlichkeit in der Färbung oder Beschaffenheit zur Folge hatten, galten als unrein und wurden wie andere Arten der Verunreinigung mit Isolation und insbesondere mit Ausschluss aus dem Kult behandelt, bevor je nach Schweregrad und Abheilung «Normalzustand» und «Reinheit» mit entsprechenden Ritualen wieder hergestellt wurde. Lag bei den in Levitikus 13 beschriebenen Symptomen eine Erkrankung zugrunde, versuchte man sie auch zu therapieren. Die Priester waren allerdings keine Ärzte oder Therapeuten. Man versuchte zum Beispiel bei Geschwüren, durch Pflaster eine Besserung zu erzielen (2 Kön 20,7). In schweren Fällen suchte man gern einen Propheten auf. Die Erzählung von der Heilung des aramäischen Heerführers Naaman in 2 Könige 5 zeigt, dass das Baden, ggf. an besonderen Orten bzw. in besonderen Wassern, als Heilmittel gegen Hautausschläge galt. In der Geschichte ist es Elischa, der dem Gott Israels mit einer Wunderheilung zu Ruhm und Ehre im Ausland verhilft.

Abgrenzung durch «Reinheit»

Für Diagnose und Überwachung des Symptomverlaufs waren die Priester zuständig. Wenn nach Levitikus 13,12f.16f. ein überall am Körper auftretender Ausschlag diagnostiziert wurde, konnten sie merkwürdigerweise Reinheit bescheinigen. Diese Vorschrift zeigt besonders drastisch, dass es nicht in erster Linie um Krankheiten, sondern um «Vermischungstabus» geht. Daher erstaunt es nicht, wenn später an die Weisungen bezüglich Hautveränderungen weitere Vorschriften angefügt wurden (Lev 13,47-59; 14,33-53), die ähnliche ausschlagartige Phänomene an Kleidern und an Häusern thematisieren. Teilweise wird es sich um Pilz- oder Schimmelfall gehandelt haben, und einmal mehr wird deutlich, dass der störende Faktor die Ungleichmässigkeit von Materie und Farbe, die Vermischung, war, wie ja auch Mischtextilien in Israel nicht zulässig waren (Lev 19,19).

Macht der Haut-Definition

Hautveränderungen oder -erkrankungen konnten als Folge von bewussten oder unbewussten Verfehlungen interpretiert werden. Dramatisch ist die Geschichte von Mirjams Bestrafung in Numeri 12. Als Strafe für ihre Auflehnung gegenüber der Autorität des Moses wird Mirjam mit Aussatz geschlagen. Was das für sie bedeutet, kommt in der inständigen Bitte Aarons zum Ausdruck: «Lass uns nicht die Folgen der Sünde tragen, die wir leichtfertig begangen haben. Mirjam soll nicht wie eine Totgeburt sein, die schon halb verwest ist, wenn sie den Schoss der Mutter verlässt» (Num 12,12). Aussätze waren wie Tote unter den Lebenden, sie mussten wie Trauernde beispielsweise durch zerrissene Kleider auf ihren Zustand aufmerksam machen, zudem aber auch rufen, um ihre Mitmenschen zu warnen, denn Unreinheit wirkte kontaminierend.

Bewältigung durch Rituale?

Immerhin waren im Allgemeinen Verunreinigungen durch einfache oder komplexe Reinigungsrituale, von Waschungen

und Rasuren bis zu Opferhandlungen, behandelbar. Levitikus 14 widmet sich diesen Ritualen, durch welche die wiedergewonnene Reinheit bei Hautveränderungen geprüft und verbrieft wurde. Es ist schwer vorstellbar, wie man im Alltag mit den Folgen dieser Vorschriften und der Einhaltung der priesterlichen Anweisungen umgehen konnte. Aber dass sie ernstgenommen wurden und Menschen im schlimmsten Fall in eine andauernde Isolation treiben konnten, zeigen noch die Heilungsgeschichten der Evangelien. Jesus heilt als Wundertäter einen Aussätzigen (Mk 1,40-44 und Parallelen), einmal gar eine ganze Gruppe von zehn aussätzigen Männern (Lk 17,12-19). Er schickt sie jeweils anschliessend zu den Priestern, damit diese ihre Reinheit feststellen, womit die sozial Toten für die Gesellschaft wie neugeboren und «resozialisiert» sind.

Keine Tattoos

Die intakte, gesunde, unauffällige Haut war ein zentrales Anliegen der altisraelitischen Kultur. Möglicherweise ist das auch die Erklärung dafür, dass bewusst vorgenommene Hautveränderungen wie Ritzungen oder Tätowierungen auf den Widerstand insbesondere der Priesterschaft stiessen. Wir kennen Selbstverletzungen durch Hautritzung heute als Teil von Krankheitsbildern wie dem Borderline-Syndrom. Das Alte Testament ordnet sie hingegen oft dem grossen Repertoire der verbreiteten Trauerbräuche zu, die aber auffälligerweise im Fall der Selbstverletzungen eingeschränkt werden sollten (Lev 19,28; 21,5; Dtn 14,1). Dass sich die Baalspropheten beim Karmelopfer (1Kön 18,28) Hauteinschnitte zufügen, gehört zur polemischen Perspektive der biblischen Erzählung. Ob das Hautritzen im Kult die Ekstase fördern oder der Verzweiflung vor der Gottheit Ausdruck verleihen sollte, bleibt dabei unklar. Wahrscheinlich waren solche als kanaänisch diffamierten Bräuche gar nicht so fremd in Israel. Offenbar gab es in der einheimischen Tradition des Landes auch sonst Tattoos, auf die Haut geritzte Namen oder Zeichnungen, sei es des Gottesnamens oder einer Person, einer Stadt, eines Landes, die nicht vergessen werden sollten (Ri 5,9; Jes 44,5; 49,15f). In der Kunst des Alten Orients finden sich seit dem Neolithikum Indizien für Tätowierungen, z.B. auf Frauen- oder Göttinnenfigurchen, wenngleich sie nicht immer gut von Körperbemalungen unterscheidbar sind.

Haut als unauslöschliches Zeichen

Die heile und unveränderte Haut wurde als konstitutiv für die Erschaffung eines Menschen durch Gott angesehen und blieb als *pars pro toto* ein Inbegriff für gottgeschaffenes Leben und Lebendigkeit. Wahrscheinlich ergab sich daraus zunehmend ein Tabu – die intakte, angeborene Haut sollte bewahrt und jedenfalls nicht von Menschenhand verändert werden. Jeremia erinnert daran, dass niemand die angeborene Hautfarbe zu ändern vermag, die Haut begleitet ihren Träger oder ihre Trägerin ein Leben lang: «Kann ein Kuschit seine Hautfarbe ändern oder ein Panther die Flecken auf seinem Fell?» (Jer 13,23). Auf ägyptischen Darstellungen charakterisiert die Hautfarbe neben Haartracht und Kleidung insbesondere die ausländischen Bevölkerungsgruppen wie Nubier oder Libyer. Wenn Ägypter dargestellt werden, ist die Hautfarbe ein Geschlechtsmerkmal. Männer erscheinen eher rötlich und die Frauen der Oberschicht hellhäutig, da sie nicht in der Sonne arbeiten mussten. Wenn die Frau im Hohen Lied von sich sagt «Schwarz bin ich und schön» (Hld 1,5), so wurde dies in den älteren Übersetzungen und Kommentaren immer im Sinne eines «aber schön» ausgelegt. Die Frau dürfte mit ihrem Schwarzsein aber wohl nicht auf ihre sonnenverbrannte Haut anspielen, sondern auf das exotische Schwarz der Göttinnen, das diese als überirdische Wesen kennzeichnet. In den katholischen schwarzen Marienfiguren ist diese Tradition weitergeführt worden.

Literatur

Silvia Schroer, Trauerritten und Totenklage im Alten Israel. Frauenmacht und Machtkonflikte. In: Angelika Berlejung/Bernd Janowski (Hg.), Tod und Jenseits im alten Israel und in seiner Umwelt (FAT 64), Tübingen 2009, 299–321.

⑤ Beitrag mit Bildern auf dem FAMA-Blog.

Silvia Schroer ist katholische Theologin und lehrt seit 1997 an der Universität Bern Altes Testament und Biblische Umwelt, u.a. mit dem Schwerpunkt Feministische Exegese. Sie ist Gründerin der Zeitschrift *lectio difficilior* (www.lectio.unibe.ch).





«Was für eine Frau!»

Auf der Spur der Schwarzen Madonna

Angela Römer-Gerner

Als ich zum ersten Mal das Bild einer Schwarzen Madonna sah, war ich irritiert: «Warum sind Maria und ihr Kind schwarz?» Zugleich aber war ich fasziniert: «Wow! Was für eine Frau!» Es waren vor allem die romanischen Schwarzen Madonnen, die es mir angetan hatten. Welche Würde strahlten diese thronenden Marienfiguren aus. Ich war so begeistert, dass ich sie bald von Angesicht zu Angesicht sehen wollte. Und so folgte ich ihren Spuren, vor allem in der Auvergne, diesem einsamen Teil Frankreichs, in dem die Moderne noch nicht ganz angekommen zu sein scheint. Dort gibt es noch heute zahlreiche Kirchen und Kapellen, die eine Schwarze Madonna bewahrt haben; auch wenn einige inzwischen wieder weiss restauriert wurden – zu meinem Bedauern. Ja, und dann stehe ich vor ihnen: z.B. in Dijon vor der Madonna der guten Hoffnung, in Clermont-Ferrand vor Unserer lieben Frau des guten Todes, in Le Puy vor der Schwarzen Jungfrau oder in Vassivière vor der Schützerin der Natur.

Warum ausgerechnet schwarz?

Nicht alle sind rabenschwarz. Einige wurden erst im 19. Jahrhundert nachgedunkelt, als Schwarze Madonnen sozusagen in Mode kamen. Aber alle sind sie von dunkler Hautfarbe: Gesicht und Hände der Mutter genauso wie die des Sohnes. Einige heissen deshalb auch «La Grise» oder «La Brune».

Was bedeutet die dunkle Farbe ihrer Haut, im krassen Gegensatz zu den allzu bekannten jugendlichen Marien mit blonden Haaren und rosigen Bäckchen? Die Antwort ist einfach: Wir wissen es nicht. Kein kirchlicher Auftraggeber, kein Künstler äusserte sich je dazu.

Einen möglichen Erklärungsansatz bietet eine neuere Untersuchung am Beispiel der Schwarzen Madonna von Montserrat. Ihre Haut wurde mit der Farbe Bleiweiss bemalt, die als Reaktion auf die Luft im Laufe der Zeit ähnlich wie unser Tafelsilber schwarz anläuft. Ob das auch für andere Madonnen gilt, wissen wir nicht. Nur so viel: Der Russ der Kerzen ist nicht dafür verantwortlich, denn dann müssten auch ihre Gewänder schwarz sein. Und der Vers im Hohelied 1,5 «Schwarz bin ich und schön» wurde zwar im späten Mittelalter wie viele Aussagen in den Liebesliedern auf Maria bezogen, war aber kaum der Grund, einige Marien und ihr Kind schwarz darzustellen.

Schwarze Göttin

Die Tatsache, dass wir wenig darüber wissen, warum einige Marien schwarz sind, ist nicht nur enttäuschend, sie kann auch befreiend sein. Sie lässt Spielraum für eigene Assoziationen und Würdigungen. Mich inspiriert der Anklang an den Mythos von der Wandlung der dreigestaltigen Göttin. In ihm spiegeln sich drei Lebensalter von Frauen. Sie entsprechen drei Farben: Weiss steht für die junge, rot für die reife Frau und schwarz für die alte Weise. Für mich wurde

die romanische Schwarze Madonna zu einem hilfreichen Bild für die älter werdende, ja für die alte, vielleicht sogar weise Frau. Mit diesem inneren Bild bin ich in den letzten zwanzig Jahren unterwegs, und ich bin mit ihm gut gealtert. Immer wieder schaue ich sie mir an, wie sie da sitzt, ja sie thront wie eine Göttin, wie eine Königin, diese romanische Schwarze Madonna auf dem Thron der Weisheit: *Vierge en majesté*.

In Resonanz sein

Majestätisch und voller Würde schaut mich die thronende Maria auf dem Stuhl der Weisheit an. Ja, das Altwerden verlangt meinen Glauben an die Würde des Alters, vor allem die der alten Frau. Auch diese Würde ist unantastbar. Vieles an Marias Gestalt wurde mir Lebenshilfe beim eigenen Älterwerden. Sie blickt mich an, als schaue sie durch mich hindurch in eine mir noch verborgene Dimension. Und dann das Kind! Nein, in der Romanik ist es kein Kind wie später bei den gotischen Madonnen, wo sich Mutter und Baby zärtlich und liebevoll anschauen, sich oft Wange an Wange berühren. Hier sitzt oder steht in ihrem Schoss ein kleiner, aber erwachsener Mann, der erhöhte Christus mit segnender Gebärde: der Mutter aus dem Gesicht geschnitten. Und sie, die Madonna? Nun ist sie nicht mehr die Mutter mit dem Kleinkind. Sie muss den Sohn nicht mehr festhalten. Oft berühren ihre Hände ihn gar nicht wie bei Unserer Lieben Frau von Rocamadour. Dadurch schafft sie ihm einen Raum, gibt Freiraum für das, was er ist und sein wird. Das spricht mich als Mutter lange erwachsener Kinder direkt an: Freiraum geben, nicht mehr halten müssen – und dürfen. Das eigene Handeln tritt zurück, umso mehr Platz hat jetzt das Freigeben, das Raumschaffen für andere.

Schwarz wie Mutter Erde

Einige frühe Kirchen mit Schwarzen Madonnen wurden auf Plätzen errichtet, auf denen vorher die ägyptische Göttin Isis verehrt wurde. Auch sie wurde dargestellt mit einem Sohn auf ihrem Schoss und manchmal auch als schwarze Göttin der Fruchtbarkeit: Schwarz wie der fruchtbare Nilschlamm. So deuten einige ForscherInnen das Schwarz der Maria auch als Farbe der fruchtbaren Erde. Maria – Mutter der Fruchtbarkeit? Auch das ist eine mögliche Deutung. Das Attribut der Fruchtbarkeit gehört jedoch eher zu Anna, der Mutter Marias. In ihr lebt die Tradition der keltischen Erd- und Fruchtbarkeitsgöttin Anu weiter. So wurde Anna auch als Mutter vieler Kinder dargestellt. In meinem Verständnis von Schwarz als Farbe des Alters wäre Marias Fruchtbarkeit nicht leiblich, sondern eher geistig zu verstehen als Frucht eines durchlebten und durchlittenen Lebens, als Lebensweisheit, als Altersweisheit.

Oft wird die Farbe schwarz assoziiert mit Tod, Trauer und Teufel, mit Schrecken und Verderben. Auch moderne Begriffe wie Schwarzgeld oder Schwarze Löcher sind negativ besetzt. Schwarz hat etwas Verschlingendes. Wir reagieren darauf mit Unbehagen, ja mit Angst. In tiefer Dunkelheit verlieren wir die Orientierung, das verunsichert. Wir übertragen solche Gefühle dann leicht auf die Farbe schwarz. Pierre-Auguste Renoir dagegen bezeichnet das Schwarz als «die Königin der Farben». Während die Farbe Weiss blenden kann, kühl wirkt und mich auf Distanz hält, hat Schwarz etwas Wohltuendes, Anziehendes. Es beruhigt und lädt ein zum Verweilen.

Schwarz sehen. Schwarz erfahren

Hautnah habe ich dies erlebt, als ich vor kurzem zum ersten Mal einen sogenannten Dunkelraum erlebte. Das ging nicht ohne Vorinformation: Ich müsse keine Angst haben, es sei kein Gruselkabinett, niemand, der mich erschrecke. Mich erwarte kein ins Gesicht geschleuderter nasser Lappen. Ich könne auch nicht verloren gehen, müsse als Hilfestellung nur mit meiner linken Hand immer in Berührung mit der Wand bleiben. Und dann stehe ich in diesem total dunklen Raum, wie es ihn so weder in der Natur noch in unseren Häusern gibt. Die ersten Sekunden ziehe ich mich in mich selbst zurück. Ich spüre Enge, Angst. Doch ganz bald ändert sich mein Körper und mit ihm meine Gemütslage. Es ist, als ob ich mich ausdehne und mich mit der ungeheuren Weite der unsichtbaren Räume um mich verbinde. Alles ist tiefschwarz. Und doch fühle mich wohl in meinem Körper und in diesem Raum. So begeben sich auf Entdeckungsreise. Es geht mir gut dabei. Das Erlebnis der schwarzen Tiefe war eindrücklich. Ich musste es sofort wiederholen.

In der Gegenwart einer Schwarzen Madonna erlebe ich Ähnliches: ein Wohlgefühl und eine grosse Weite. Vielleicht braucht es im Gegenüber zur dunklen Madonna eine ähnliche Vorbereitung wie ich sie vor dem Betreten der Dunkelkammer von erfahrenen Mitarbeiterinnen bekam: Einmal das Wissen, dass Schwarz nicht das Böse und Unheimliche meint; und zum anderen meine eigene Offenheit für das, was mich erwartet: eine geheimnisvolle neue Erfahrung.

«Mein Gott ist dunkel»

In unserer europäischen Tradition wurde Gott weiss gedacht. Rilke dagegen bekennt: «Mein Gott ist dunkel.» Er liebt den dunklen Gott genauso wie die Dunkelheit der Nächte und seine eigenen Dunkelstunden. Die Benediktiner des Klosters Montserrat erklären das Geheimnis ihrer Schwarzen Madonna so: Die Kraft ihrer Mutter Gottes liege gerade in ihrer schwarzen Haut. Schwarz ist die Farbe des noch nicht Geoffenbarten. Erst der Sohn wird das Geheimnis offenbaren. Das leuchtet ein. Allerdings ist auch der Sohn schwarz: ein schwarzer Christus! Gilt auch für ihn, was in 1 Johannes 3,2 über uns Menschen gesagt wird: «Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden»? Es steht noch etwas bevor. Was wir wirklich sind, muss erst noch offenbar werden. Das gilt für Maria, das dunkle Gesicht Gottes. Das gilt für den dunklen Christus und wohl auch für den dunklen Gott, für unsere Vorstellung vom Göttlichen.

Eine schwarze Maria, ein schwarzer Christus, ein schwarzer Gott – das Geheimnis bleibt eine Herausforderung für uns, die wir uns weiss nennen.

⑥ *Verweise zu Bildern von Schwarzen Madonnen auf dem FAMA-Blog.*

Angela Römer-Gerner, Theologin VDM, freiberufliche Erwachsenenbildnerin und Buchautorin. Ehemals Pfarrerin in Sursee und Bümpliz, Studienleiterin im Gwatt-Zentrum und Beauftragte für Spiritualität der Berner Reformierten Kirchen.

Lebensspuren

Was die Haut erzählt

Jacqueline Sonogo Mettner

Eigentlich beschäftigen mich zur Zeit mehr als meine eigene Haut die Menschen, die unter schwierigsten Umständen daran sind, ihre Haut und diejenige ihrer Kinder zu retten, indem sie aus dem Krieg in ihrer Heimat flüchten. Kälte, Nässe, das Ungeschützte ihrer Situationen zeichnet sich wohl schmerzlich und nachhaltig auf ihrer Haut und in ihrem Leben ab. Meine Haut-Biografie ist ungleich geschützter. Das Nachdenken darüber ersetzt mir zwanzig Fotoalben, denn in meiner Haut, an den Händen und Füssen, den Armen und Beinen, dem Bauch und den Brüsten, dem Geschlecht und dem Gesicht, stecken so viele Erinnerungen, so viele Momente und Bilder. Darüber bin ich fast immer verbunden mit andern Menschen und deren Haut. Vieles davon eignet sich nicht, um öffentlich ausgebreitet zu werden.

Die von Venen zerklüfteten Handrücken meiner Grossmutter sehe ich nun vor mir auf der Computertastatur. Ich weiss seit langem, dass ich ihre Hände habe und das gleiche Handgelenk und die gleiche Neigung zu einem schwachen Herz. Einige meiner Kinder haben grosse Pigmentflecken, wie es typisch war in der Familie ihres Vaters. Solche generationenübergreifende Hautverbindungen haben etwas Rührendes.

Genauso wie mich der Händedruck von schwieligen Händen, wie sie nur durch jahrelanges Melken und landwirtschaftliches Arbeiten werden können, berührt und an meinen Vater erinnert. Immer seltener werden solche Hände.

Als Kind konnte ich ohne Probleme über Kiesel gehen, war ich doch von April bis September barfuss, auch auf dem Schulweg und in der Schule selber. *Tempi passati*. Heute behalte ich die Wanderschuhe an den Füssen bis ganz direkt an den Saum des Bergsees. Eigentlich mochte ich meine Haut schon immer und steckte gerne drin. Ich mochte ihren Geruch, den ich als Kind aus den Armkehlen aufzog. Und es faszinierte mich, wenn sich bei Kälte Gänsehaut bildete oder sie braun wurde, selbst wenn das bei mir im Unterschied zu andern weniger schön und regelmässig ausfiel. – Die Haut gab schon immer und wahrscheinlich überall auf der Welt Anlass zum unseligen Vergleichen. – Die Pubertät brachte einige schwierige Jahre mit Pickeln im Gesicht; doch lebte ich noch nicht im Selfie-Zeitalter und so hatte ich diese Belastung nicht ständig vor Augen.

In meinen Schwangerschaften war ich fasziniert von den neuen Wölbungen meines Körpers und vor allem von dem, was sich darunter zunehmend stärker spüren und schliesslich sogar sehen liess. Ich denke hier nicht an die Ultraschallbilder, sondern an die Bewegungen von Armen, Beinen, Kopf und Po, die sich gegen Ende der Schwangerschaft ganz direkt unter der Bauchdecke abzeichneten und verfolgen liessen. Erst nach der Geburt entdeckte ich auch die Schwangerschaftsstreifen auf meinem Bauch. Sie waren mir vorher verborgen geblieben. Ich trug und trage sie bis heute mit Stolz. Die Bikini-Zeit ist sowieso schon lange vorbei.

Pfirsiche konnten nicht samtener sein als die Haut meiner Zweitgeborenen. Unglaublich, dass es so etwas gab, auch wenn die grosse Schwester schon entzückt hatte. Einige Unfälle, Stürze und eine recht massive Verbrennung haben ihre Spuren auf der Haut meiner Kinder hinterlassen. Mein Jüngster trägt mit Stolz eine Harry-Potter-Narbe auf der Stirn, und sein älterer Bruder kann Eindruck machen, indem er über seine Verbrennungsnarben immer wieder neue Entstehungsgeschichten erflunkert.

Ich selber bin nun seit ein paar Jahren Kundin von Anti-Aging-Gesichtscremes. Zuerst hielt ich sie immer für ein Produkt für «andere», bis ich schliesslich realisierte, dass hier meine Altersgruppe angesprochen war. Eine gewisse Widersprüchlichkeit muss ich bei mir feststellen. Ich habe grosse Freude an Texten zum gelebten Leben, das sich in faltenreichen Gesichtern zeigt. Grossartig ist ein «Lob der Tränen» von Dorothee Sölle, in welchem sie zum Weinen ermutigt und den wimpernreichen Augen und «faltlosen Hautküsten» um Augen, welche keine Tränen vergiessen, misstraut. Andererseits aber freue ich mich doch, wenn ich für jünger gehalten werde, als ich bin. Und dass ich beim Filmschauen so heulussig bin und am andern Tag dicke Augenlider habe, stört mich dann doch.

Die Haut ist mir ein liebes Sinnesorgan. Beim Kochen meide ich alle Geräte, weil ich die Materie gern in den Händen habe. E-Book wird mir nie gefallen, weil mir das Haptische immer fehlen wird. Im Sommer ein luftiges Kleid auf der Haut, im Winter wärmende Weichheit, Westwind und Regen im Gesicht, das Streicheln einer Kinderhand auf meinen Unterarmen, beruhigende Zärtlichkeit und heftiges Zupacken in der Liebe, das alles und noch viel mehr wird mir über die Haut geschenkt. Die Wahrscheinlichkeit ist gross, dass mir dieses Sinnesorgan bis zuletzt erhalten bleiben wird. Wenn Gehör und Augenlicht, vielleicht auch Geschmack und Geruchssinn eher nachlassen mögen, so hoffe ich auf die Haut, welche mich verbinden wird mit Menschen, Tieren und Gegenständen. Die Falten werden dann ganz bestimmt zweitrangig sein. Nicht aber, ob jemand da ist, der mich noch mit Zärtlichkeit berühren mag.

Jacqueline Sonogo Mettner, Pfarrerin und Gerontologin, Mutter und Grossmutter; lebt und arbeitet in Meilen am Zürichsee.

Literatur und Forum

Zum Thema

Eske Wollrad, Weisssein im Widerspruch.

Feministische Perspektiven auf Rassismus, Kultur und Religion, Ulrike Helmer-Verlag, Königstein/Taunus 2005, 217 S.
Erstmals in deutscher Sprache wird hier die Normativität von Weisssein als «Rasse»-Konstrukt und gewaltvolle gesellschaftliche Realität problematisiert. Die Entstehungsgeschichte «Weisser Vorherrschaft», die Politik von Rassifizierung und ihre theologische Legitimation werden interdisziplinär analysiert.

Maureen Maisha Eggers, Grada Kilomba, Peggy Piesche, Susan Arndt (Hrsg.): Mythen, Masken und Subjekte.

Kritische Weissseinsforschung in Deutschland, Unrast-Verlag, Münster 2005, 540 S.

Der vorliegende Band fasst das wohl breiteste Spektrum der Auseinandersetzung mit der Kategorie «Critical Whiteness» in Deutschland zusammen und erschliesst damit einem grösseren Publikum die Verlagerung des Fokus auf das «eigene» weisse Subjekt im postkolonialen Diskurs Deutschlands. Für den hiesigen Kontext einzigartig geht dieser Band auf die kritische Auseinandersetzung mit der Kategorie Weisssein aus einer Schwarzen Perspektive als konzeptionellem Schwerpunkt ein. Mit seinem Fokus auf die Subjekte rassistischer Herrschaft entwirft das Buch neue kritische Perspektiven auf Debatten um Kolonialismus, Rassismus, Feminismus und Postkolonialität.

Lisa Schmuckli, Hautnah: Körperbilder – Körpergeschichten.

Philosophische Zugänge zur Metamorphose des Körpers, Ulrike Helmer-Verlag, Königstein/Taunus 2001, 300 S.

Die Autorin befasst sich aus psychologischer und philosophischer Perspektive mit der Entwicklung unserer inneren und äusseren Körperbilder und beleuchtet dabei auch die Zuschreibungen an der Grenze von Innen und Aussen, der Haut.

Sigrid Früh, Kurt Derungs (Hrsg.), Die schwarze Frau.

Mythos der schwarzen Madonna. Erzählungen, Unionsverlag, Zürich 2003, 272 S.
Die Schwarze Frau – Urmutter, Schicksalsfrau, Prüferin und Helferin: Für viele ist sie eine spirituelle Entdeckung geworden. Wer ist diese heilige Frau? Ist sie als schwarze Madonna eine christliche Gestalt, oder reichen ihre Wurzeln viel weiter zurück? Als verborgene Überlieferung hat sich die Verehrung der göttlichen Ahnfrau in Mythen und Märchen bis heute erhalten – in allen Kulturkreisen.

Buchbesprechungen

Verena Naegeli, José Ngalula, Ina Praetorius, Brigitte Rabarijaona (Hg.): Nous Avons un Désir / There is Something We Long For.

Edition Tsena Malalaka, Kinshasa (RDC) 2015, 223 S.

«Wonach wir uns sehnen» – sicher kein Zufall, dass die erste Publikation von «Tsena Malalaka», dem 2010 gegründeten Austauschforum für Theologinnen aus Europa und Afrika, diesen Titel trägt. Die Sehnsucht nach heilsamen Veränderungen in Theologie, Kirche, Gesellschaft und interkulturellen Beziehungen ist ein wichtiger Motor dieses auf persönlichen Beziehungen gründenden Netzwerks. Im Buch geben neunzehn Theologinnen aus Benin, Deutschland, DR Kongo, Frankreich, Madagaskar, Schweiz, Simbabwe, Tansania und Togo eine Antwort auf die Frage «Wonach sehne ich mich?»; die meisten in Form eines Essays, es finden sich jedoch auch ein Gedicht, ein Gebet, ein Bild und ein Interview. Die Autorinnen sehnen sich nach interkulturellen Beziehungen, in denen es gelingt, (post)koloniale Machtstrukturen zu durchbrechen. Sie schreiben von ihrer Sehnsucht, dass Gewalt und Ungerechtigkeit gegen Frauen ein Ende finden. Sie sehnen sich nach bescheidenen Doktorinnen und Doktoren der Theologie, die ihren christlichen Gemeinschaften hilfreiche WegbegleiterInnen sind.

«Wenn eine alleine träumt, ist es nur ein Traum. Wenn viele gemeinsam träumen, ist es der Anfang einer neuen Wirklichkeit.» (Dom Helder Camara). Das Berührende an diesem Buch ist, dass in ihm viele der beschriebenen Sehnsüchte bruchstückhaft Wirklichkeit werden, insbesondere diejenige nach interkontinentalen Beziehungen auf Augenhöhe. Da die afrikanischen Theologinnen fast permanent gezwungen sind, sich in einer Fremdsprache auszudrücken, haben in diesem Buch alle Autorinnen auf den Gebrauch ihrer Muttersprache verzichtet und auf Englisch oder Französisch geschrieben. Am Ende jedes Essays findet sich die Antwort einer Theologin des anderen Kontinents, immer geprägt vom Willen, genau zu verstehen und in einen weiterführenden Gedankenaustausch zu kommen. Die Aufsätze sind sehr unterschiedlich, was ihren Reflexionsgrad oder ihre gedankliche Originalität betrifft. Der Geist des ganzen Buches hat mich angesteckt und zum Mitträumen angeregt.

Esther Imhof

Marie-Louise Ries und Kathrin Arioli (Hrsg.): Die neuen alten Frauen.

Das Alter gestalten – Erfahrungen teilen – sichtbar werden. Limmat Verlag, Zürich, 144 S.

Das Bändchen mit neun Beiträgen zum Themenfeld des Alterns verspricht eine spannend-berührend-traurig-melancholische Reise in die vielfältigen Erfahrungen des Alterns.

Ausgangspunkt ist die Frage nach einer Kultur des Alterns der heute sechzig- bis neunzigjährigen Frauen, die in den bewegten Siebzigerjahren jung waren. Das dritte und vierte Lebensalter ist eine neue Errungenschaft, die das längere Leben mit neuen Freiheiten und Möglichkeiten verbindet, seien sie gesundheitlich oder gesellschaftlich. Und das Alter ist weiblich: Ab achtzig leben schon zwei von drei Frauen allein. Die verschiedenen Berichte gewähren vielfältige und persönliche Einblicke in Themen und Fragestellungen, die sich aus diesen Ausgangssituationen erge-

ben: In welcher Weise gestalten ältere Frauen Gesellschaft? Über welche spezifischen Kompetenzen und Fähigkeiten verfügen sie? Wie gestaltet sich Aufbruch in der nachberuflichen Phase? Ein Schwerpunkt ist die Gestaltung der Eigenständigkeit im höheren Alter, zum Beispiel durch den Aufbau neuer sozialer Kontakte, das Suchen neuer Engagements. Aber auch das Zurechtkommen nach Scheidung oder Tod des Partners, das Wiederfinden des Alltags. Besonders beeindruckend sind für mich die vielen Beispiele freundschaftlicher und nachbarschaftlicher Fürsorge zwischen Frauen. Gerade deshalb ist das Buch so empfehlenswert, weil es eine zukunftsweisende Schrift ist, wie eine kooperative Gestaltung des Alter(n)s aussehen kann. Das macht Mut.

Jeannette Behringer

Theresia Heimerl: Andere Wesen – Frauen in der Kirche

Verlag Styria Premium, Wien 2015, 173 S.
«Wer es als Frau bis jetzt in der Kirche ausgehalten hat, sollte bleiben, denn jetzt wird's erst richtig spannend.» (S. 169). Von der römisch-katholischen Kirche ist die Rede in diesem Buch, und spannend soll es in Bezug auf lehramtliche Aussagen über Frauen, Männer, Geschlecht und Gender, Familie und eine Vielzahl unter diesen Stichworten zusammengefasster Lebensformen werden. Die Lektüre des in keckem Tonfall gehaltenen, aber teilweise recht anspruchsvoll geschriebenen Buches, verschafft einen Überblick über die kirchlichen Dokumente, die sich mit «der Frau» seit 1963 befasst haben. Die Theologin und Professorin stellt die lehramtlichen Schreiben je in den Kontext ihrer Entstehungszeit und setzt sie in Beziehung zum allgemein gesellschaftlichen Blick auf Frauen und Geschlechterrollen, den sie z. B. anhand von Filmzitaten illustriert. Theresia Heimerl liest da weiter, wo unsereins wahrscheinlich schon längst Kopf schüttelnd die Lektüre beendet hätte, und deckt auf, welche (männlichen) Wunschbilder und Sehnsüchte das idealisierte Bild «der Frau» generiert haben und es so in immer grösser werdender Diskrepanz zu den realen Frauen erstarren liessen. Sie zeigt aber auch, dass diese Erstarrung sich aufzulösen beginnt. Wollen wir der Autorin folgen, so gibt es hoffnungsvolle Anzeichen dafür, dass die römisch-katholische Kirche in der Gegenwart angekommen ist

und die Vielfalt von Geschlechterrollen und Lebensformen gerade auch innerhalb der Kirche als Tatsachen begreift.

Simone Rudiger

Berichte

Frauen in Kirchenleitungen: Kritik austeilen und einstecken können

Mitte März fand auf dem Rügel ein Kommunikationskurs für Frauen in Kirchenleitungen statt. Über 30 Kirchenrätinnen, Synodepräsidentinnen, Pfarrerrinnen und Kirchenpflegerinnen nahmen an diesem Wochenende teil. Am ersten Kurstag lernten die Teilnehmerinnen die Methode der gewaltfreien Kommunikation als hilfreiches Mittel bei Konflikten kennen. Der zweite Tag war der öffentlichen Kommunikation gewidmet. Die Teilnehmerinnen konnten Interviewsituationen üben und haben Medientexte analysiert. Zudem lernten sie geeignete Wege im Umgang mit Medienschaffenden kennen. Eine breitere Diskussion entzündete sich an der Frage, wie in Medientexten das Anliegen der geschlechtergerechten Sprache berücksichtigt werden kann, ohne dass Texte schwerfällig und schlecht lesbar werden. Dabei konnte auf die Arbeit des SEK (Schweiz. Evang. Kirchenbundes) hingewiesen werden: Der Kirchenbund verfasst zurzeit einen Leitfaden zur geschlechtergerechten Sprache, der den Kantonalkirchen und Kirchgemeinden zur Verfügung gestellt wird.

Nach dem grossen Interesse an dieser Weiterbildung werden die veranstaltenden Fachstellen (Genderstellen Aargau, Zürich und Baselland und A+W Pfarrausbildung) nächstes Jahr wieder einen Kurs für Frauen in Kirchenleitungen ausschreiben, dann zum Thema geistliche Leitung.

Sabine Brändlin

Frauen im Pfarramt – ja gerne oder lieber doch nicht ...

Die Partnerschaft der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn mit der Presbyterianischen Kirche in Ägypten wurde 2014 konstituiert. Ein Schwerpunkt bildet der Austausch über mögliche Aufgaben von Frauen in der Kirche. Denn die Presbyterianische Kirche befindet sich seit fast vier Jahren in einem Entscheidungsprozess darüber, ob die Frauenordination eingeführt werden soll. Nach zwei Besuchen von

Ägypterinnen in Bern fuhren dieses Frühjahr acht Frauen (hauptsächlich Pfarrerinnen) unter meiner Leitung nach Ägypten. Neben dem vertieften Kennenlernen der unterschiedlichen kirchlichen und gesellschaftlichen Realitäten, war das Empowerment von Frauen und eine offene Diskussion über die Frauenordination ein wichtiges Ziel des Austauschs.

In Luxor wurden wir gebeten, im Gottesdienst die Predigt zu halten; ein bewusst gesetztes Zeichen des zuständigen Pfarrers zugunsten der Frauenordination. Als erste Pfarrerin beleuchtete ich in der Predigt die Verteilung von Aufgaben zwischen Frau und Mann in der Gemeinde anhand zweier Texte aus dem Galaterbrief. Bei einem anschliessenden Treffen mit freiwillig engagierten Frauen drehte sich die Diskussion um Themen, wie die Zusammenarbeit zwischen zwischen Pfarrern und Pfarrerinnen gestaltet werden könne, welche Widerstände Pfarrerinnen erleben würden und wie Frauen innerhalb der Kirche gefördert werden können. Auf die Frage unsererseits, ob unsere Gastgeberinnen sich eine von uns als Pfarrerin in ihrer Gemeinde vorstellen können, war in den Antworten, von einem klaren «Nein» bis zu einem verhaltenen «Ja» alles vertreten.

An einer Gesprächssynode zur Frauenordination in Kairo erlebten wir eine emotional geführte, kontroverse Diskussion. Zwei Pfarrer äusserten sich auf einem Podium. Der eine beschwor den Untergang der Kirche, wenn Frauen ordiniert würden, der andere sprach von Frauen als Prophetinnen und als erste Zeuginnen der Auferstehung, weshalb einer Frauenordination nichts im Wege stehen könne: besonders auch im Hinblick darauf, dass sie der Kirche erlaube, die Menschen gemäss ihrer Begabungen und nicht gemäss ihres Geschlechts zu wählen.

Die Synode der Presbyterianischen Kirche in Ägypten wird noch in diesem Monat eine Entscheidung fällen.

Susanne Schneeberger Geisler

Wir gratulieren!

Und heute trägt die Oma Hosen! – oder: Wozu Bücher alles gut sind.

20 Jahre Helen Straumann-Stiftung
«Die Hose zieret nur den Mann. Drum, Mädchen, zieh ein Röcklein an!» – die-

sen Spruch zitiert meine Mutter bis heute mit Wut im Bauch. Sie las ihn noch Anfang der 60er Jahre im Speisesaal einer Jugendherberge. Als junge Lehrerin ärgerte sie die Dienstanweisung, im Unterricht Jupe zu tragen! Hosen seien nur in der Sportstunde angebracht. Daran muss ich denken, wenn aktuell der Film «Suffragetten» im Kino läuft. Er spielt vor gut 100 Jahren, als meine Grossmutter geboren wurde. Allzu schnell blicken wir despektierlich auf diese Vergangenheiten. Dabei ist das gesellschaftliche Korsett für Frauen bei uns doch auch gerade erst vor ein bis zwei Generationen gefallen.

Zum Glück, denn heute trägt meine 103jährige Oma warme Hosen! Die ersten Turnschuhe bekam sie übrigens Mitte der 80er von meiner Schwester geschenkt: Aktive Frauen brauchen aktive Kleidung. Das hat mit Freiheit, mit Bewegungsfreiheit zu tun. Dass wir diese zuallererst im Kopf brauchen, dafür hat die Theologinnengeneration von Helen Schüngel-Straumann gekämpft und gearbeitet.

Was wird nun aus ihrem Erbe, wenn sie langsam von uns gehen, fragte sich Helen Schüngel-Straumann. Und darum schuf sie mit ihrer Stiftung ein Archiv für feministische Theologie mit Spezial-Bibliothek für Studierende. Die Universität Basel gab Platz und Know-How, um die wissenschaftlichen Nachlässe wie etwa die von Elisabeth Gössmann und Elisabeth Moltmann-Wendel für die Nachwelt zugänglich aufzubewahren.

Das ist wichtig, damit wir nicht vergessen, wie unsere Mütter und Grossmütter noch eingezwängt wurden in unpraktischen Röcken, schmerzenden Schuhen und einer sie bevormundenden Gesellschaft. Es ist noch nicht lange her und für viele Frauen immer noch Gegenwart! Da braucht es Orte des kritischen Erinnerns und Aufklärens. So ein Ort ist die Genderbibliothek der Uni Basel am Petersgraben. Inmitten all dieser Bücher, die Lebenszeugnisse und theologisches Strickzeug beinhalten, wollen wir am 30. Mai feiern (siehe bei Veranstaltungshinweisen).

Judith C. Wipfler

25 Jahre RosaRot – Zeitschrift für feministische Anliegen und Geschlechterfragen

Die RosaRot (ehemals Rosa) wurde vor 25 Jahren von Geschichtsstudierenden

Aufruf an unsere Leserinnen und Leser

Die FAMA braucht neue AbonnentInnen.

Werden Sie BotschafterIn für die FAMA und nehmen Sie die FAMA zu Veranstaltungen mit!

Gerne stellen wir zu diesem Zweck Gratisexemplare zur Verfügung – ob zum Thema der Veranstaltung und/oder die jüngste Ausgabe. Bestellungen unter Angabe des Anlasses an zeitschrift@fama.ch. Vielen Dank für Ihre Unterstützung!

an der Universität Zürich gegründet und bringt die kritischen Fragen des Feminismus zu Papier. Mit ihrem Engagement schaffen zehn junge Frauen Raum für eine öffentliche Debatte über Frauenkämpfe, Geschlechterstereotypen und selbstbestimmte Sexualität! Die RosaRot umfasst rund 60 Seiten und erscheint zweimal jährlich. Die 50. Ausgabe vom März 2016 widmet sich dem Feminismus in der Schweiz seit 1991. Infos: www.rosarot.uzh.ch/de.html

Veranstaltungen

There is Something We Long For – Nous Avons un Désir

Buchvernissage mit Brigitte Rabarijaona (Madagaskar), Ina Praetorius (Schweiz), Léocadie-Aurélie Billy (Togo), Verena Naegeli (Schweiz) und weiteren Autorinnen; Musik: Irene Lötscher, Akkordeon, am Montag, 9. Mai, 18.30 Uhr, im RomeroHaus, Luzern.

Buchpräsentation und Gespräch mit den Autorinnen Brigitte Rabarijaona, Ina Praetorius und Verena Naegeli am Mittwoch, 11. Mai, 19.00 Uhr, im Forum für Zeitfragen, Basel.

20 Jahre Helen Straumann-Stiftung für Feministische Theologie

Wir feiern am 30. Mai 2016 das 20jährige Bestehen der Stiftung in der feministisch-theologischen Bibliothek des Zentrums Gender Studies mit einer kleinen Führung durch die Bibliothek, verschiedenen Beiträgen und einem anschliessenden Apéro riche.

Alle feministisch-theologisch Interessierten sind herzlich eingeladen!

Termin: Montag, 30. Mai 2016, ab 18 Uhr, Ort: Zentrum Gender Studies, Peters-

graben 9/11, Basel, 2. Stock.

Bitte anmelden bis 24.5.16 unter Tel. 061 535 75 54 (Helen Schüngel-Straumann) oder schstrau@swissonline.ch.

Frauen-Kultur am Labyrinthplatz in Zürich

Welt Labyrinth Tag am Samstag, 7. Mai; Programm: Gang durchs Labyrinth im Zeughaushof um 13 Uhr, Gesprächsrunde zum Thema «Wachsen am Mehr anderer Frauen» um 15 Uhr.

«Menschenrechte sind Frauenrechte!» (Olympe de Gouges 1791) Gespräch mit Maria Zemp zum weltweiten Kampf von Frauen gegen (sexualisierte) Gewalt und für ein Leben in Würde, am Samstag, 23. Juli, 17 Uhr.

Infos: www.labyrinthplatz.ch

2. Basler Sommerakademie

zum Thema «Fröhlich scheitern» am Samstag, 2. Juli, im Forum für Zeitfragen, Basel. Anmeldung bis 20. Juni an: info@forumbasel.ch

6. Schweizerische Frauensynode

zum Thema «Energie – bestärken, bewegen, bewirken» am Sonntag, 28. August, in Aarau. Anmeldung bis 31. Juli unter: www.frauensynode.ch

Hinweis

FemMap: Weltkarte für feministische Projekte

FemMap ist eine online-Datenbank, die weltweit Informationen über Initiativen sammelt, die Geschlechtergleichstellung erreichen wollen und diese vernetzt. Die Projekte werden mit Hilfe einer Weltkarte geografisch verortet. Infos: www.femmap.com

Impressum

Herausgeber:

Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

Redaktionsteam:

Jeannette Behringer, Zürich
Béatrice Bowald, Kriens
Moni Egger, Thalwil
Esther Imhof, Uster
Tania Oldenhage, Zürich
Simone Rudiger, Basel
Sabine Scheuter, Zürich
Christine Stark, Zürich
Nadja Troi-Boeck, Hinwil

Administrations- und Redaktionsadresse:

Verein FAMA
c/o Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

Layout:

Stefanie Süess, Zürich

Druck:

Sihldruck, Zürich

Abonnement:

Normalabo: Fr. 32.–
GönnerInnenabo: ab Fr. 45.–
StudiAbo/KulturLegi: Fr. 25.–
Auslandabo: Fr. 35.–/Euro 35.–
Einzelnummern: Fr. 9.– zzgl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich



Unser Netzwerk

Bildnachweis

Fotografien: Heinke Torpus, www.heinketorpus.ch, Titelbild: Mein Flug

In eigener Sache

Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Vorschau

Das Thema der nächsten Nummer lautet: **Prostitution**

FAMA bloggt

<http://famabloggt.wordpress.com/>

Retours:
Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43
9247 Henau

AZB 9247 HENAU